



Informationen für die Bildungs- und Berufsberatung

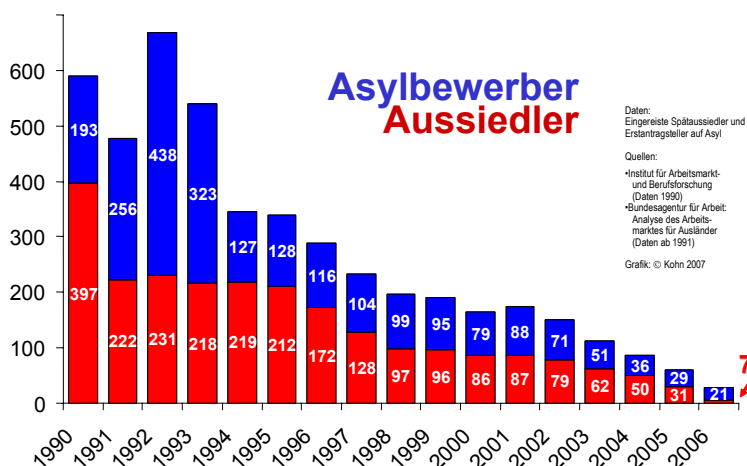
Ausgabe Nr. 20 vom 30. August 2007
Die iBB im Internet: www.Kohnpage.de/iBB

Deutschland steuert weiter in Richtung Arbeitskräftemangel

von Karl-Heinz P. Kohn

Die Zuwanderung von Asylbewerbern und deutschen Spätaussiedlern ist 2006 im sechsten Jahr in Folge deutlich zurückgegangen. Die Zahl der Personen halbierte sich noch einmal im Vergleich mit dem schon geringen Wert für 2005 (von 60.000 auf 28.000). Damit setzt sich der seit Beginn der neunziger Jahre festzustellende Trend unvermindert fort:

IBB Grafik **Zuzug nach Deutschland**
Tausend Personen



Der starke Zuzug insbesondere aus diesen beiden Gruppen hatte im gerade wiedervereinigten Deutschland sowohl ausländerfeindlichen Mörderbanden als auch politischen Befürwortern einer Zuzugsstopp-Politik zur Begründung gedient. Der deutliche Rückgang

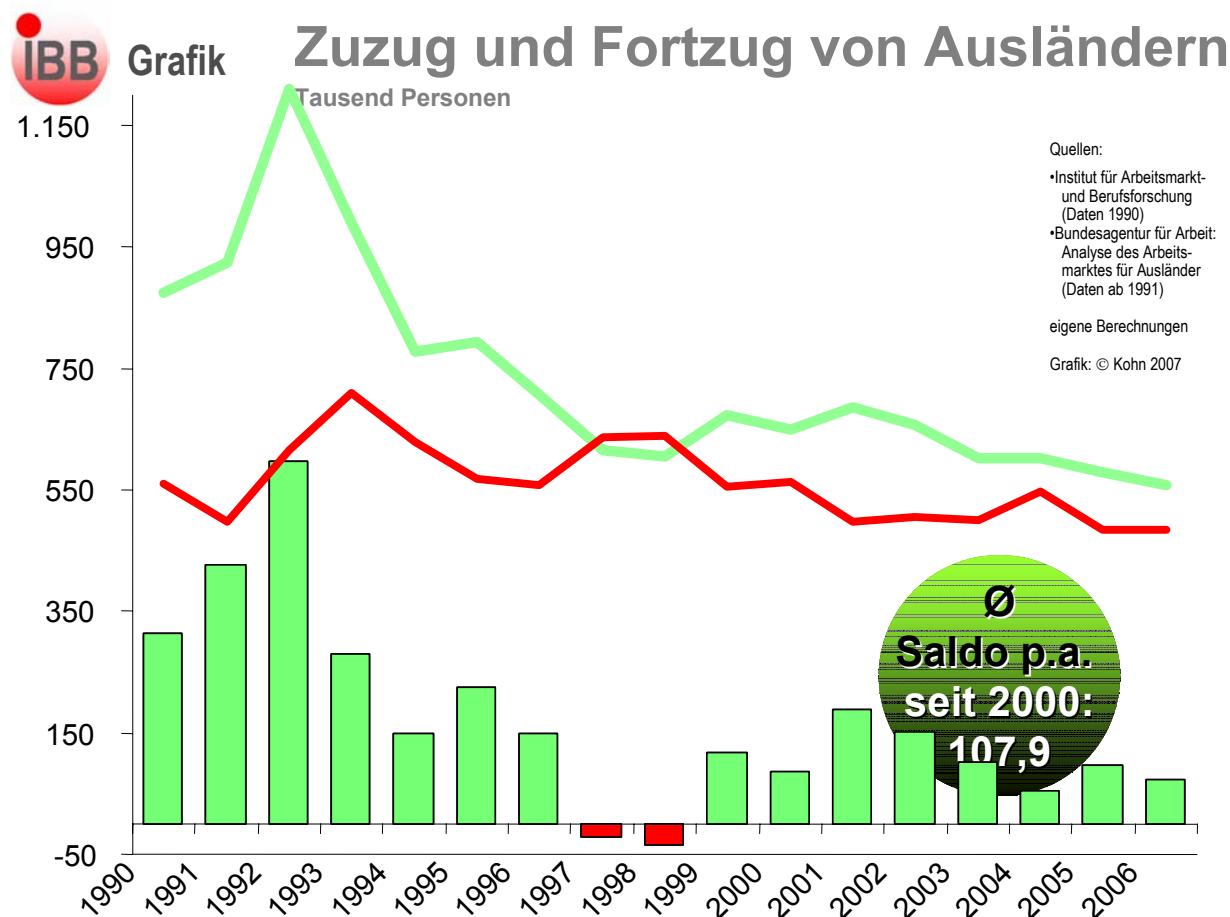
Inhalt

Deutschland steuert weiter in Richtung Arbeitskräftemangel	1
Kaufleute und Fachkräfte am Bau erfreuen sich hoher Nachfrage	4
Damoklesschwert über der virtuellen Welt	6
Lasertechnik: Hightech „made in Germany“	8
Handwerk: Das schwache Geschlecht wird stärker	11
Menschen mit Behinderungen Mehr selbst entscheiden	12
Bafög: Weniger Empfänger	15
Berufliche Bildung: Viele Baustellen	16
Duales Studium: Zweigleisig zum Diplom	20
Weiterbildung: Finanzspritze vom Kaffeeröster	22
BMBF fördert Weiterbildung für arbeitslose AkademikerInnen	23
Ein Hilfsmittel für die Beratung in IT-Berufen	24
Gute Noten für Berufsberater	25
Arbeitsmarkt für Ältere Große Unterschiede nach Region und Branche	26
Dritte Auflage der Broschüre „Beratung, Vermittlung und Förderung von Schulabgängern“	27
Gibt es ein gelingendes Erwerbsleben in der „digitalen Bohème“?	28
Der kleine Berufsberater	37
Zeitschrift für Beratung und Studium (ZBS)	40
IQ-Test vor der Hochschultür	41
Gesucht: Brummifahrer Speditionen können ihren Bedarf nicht decken	42
Altbewerber haben geringere Chancen	42
Veranstaltungshinweise	44
Impressum	46

des Zuzugs seither spielt in den Medien kaum eine Rolle.

Für die Einschätzung der künftigen Entwicklung des Arbeitskräfteangebotes in Deutschland zeigt sich insbesondere der Wanderungssaldo von Bürgern mit ausländischer

Staatsangehörigkeit als entscheidende Rahmenbedingung. Das Wanderungssaldo gibt an, wie viel Menschen mehr nach Deutschland kommen als Menschen das Land verlassen. Für die Bevölkerung mit ausländischer Staatsangehörigkeit ergibt sich dabei das folgende Bild:



Während die beiden Kalenderjahre 1997 und 1998 – weitgehend unbemerkt von der politische Öffentlichkeit – einen negativen Wanderungssaldo verzeichneten, also mehr ausländische Menschen Deutschland verlassen haben als zuwanderten, schwankt der Saldo seit dem Jahr 2000 um das Niveau von +100.000 Menschen.

Die Projektionen der Gesamtzahl von Menschen, die in Deutschland (unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit) dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen werden, reichen bis ins Jahr 2050. Ein solch weit in die Zukunft reichender Blick ist möglich, weil das erwerbsfähige Alter üblicher Weise ab dem 15. Lebensjahr ange-

nommen wird. Das bedeutet: Wir können schon heute sehr genau einschätzen, wer – unabhängig vom Zuzug – im Jahre 2021 neu in das Erwerbsalter eintreten wird: die Gruppe ergibt sich aus den im vergangenen Jahr 2006 neu Geborenen.

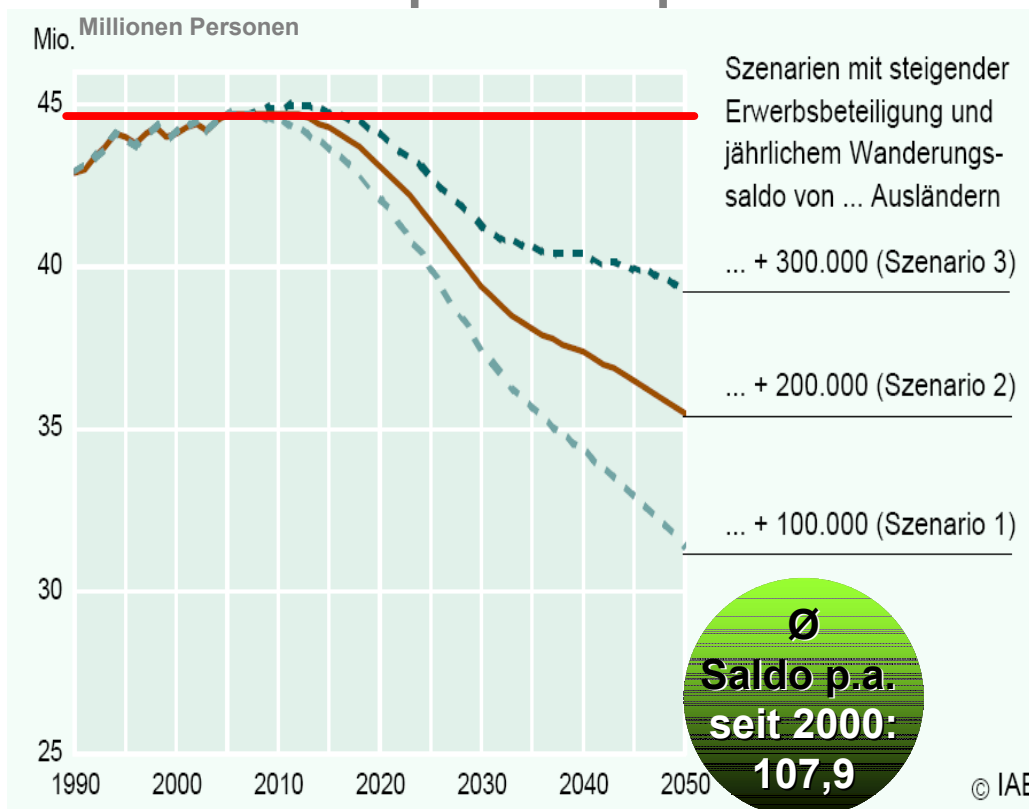
Unter Berücksichtigung aller wesentlichen Rahmendaten (wie etwa des Altersaufbaus der Bevölkerung, der Daten zur Sterblichkeit, insbesondere aber auch zur Erwerbsbeteiligung der Bevölkerung) ergeben sich im Wesentlichen drei unterschiedliche Entwicklungspfade, je nachdem, ob es Deutschland gelingt, ein positives Zuwanderungssaldo von jährlich 100.000, 200.000 oder 300.000 zu erreichen. In

der arbeitsmarktdemografischen Diskussion wird dabei im Allgemeinen die mittlere Variante als die eintreffenswahrscheinlichste behandelt. Selbst aber, wenn man die Betrachtung der realen Entwicklung erst nach den beiden

Jahren mit negativer Bilanz beginnt, ergibt sich seit einiger Zeit ein jährlicher Durchschnitt, der die unterste Projektionsvariante sehr viel wahrscheinlicher erscheinen lässt:

IBB Grafik

Wahrscheinliche Entwicklung des Erwerbspersonenpotenzials



Zurzeit lässt sich zudem weder im politischen Raum der Wille zu einer auch quantitativ wesentlichen Umsteuerung in der Migrationspolitik erkennen noch eine entsprechende Wettbewerbsposition, also Attraktivität, des Arbeitsstandorts Deutschland bei den Menschen, die sich international mit den in Deutschland benötigten Qualifikationen auf den Weg machen.

Würde aber die Entwicklung des so genannten Erwerbspersonenpotenzials wirklich den Verlauf der unteren Variante nehmen, so ergäbe sich in Deutschland bis zum Jahr 2050 ein Verlust von etwa 13 Millionen Arbeitskräften und

damit von einem knappen Drittel des heutigen volkswirtschaftlichen Humankapitals. Dieses Ergebnis lässt so manche gegenwärtige Diskussion über mögliche Strategien gegen den sich schon abzeichnenden Mangel insbesondere hoch Qualifizierter als wenig problem- und zukunftsorientiert erscheinen. Deutschland steuert nicht nur auf einen massiven Fachkräftemangel zu, sondern auf einen generellen Mangel an Arbeitskräften. Dieses Rahmendatum gehört auch in die Beratung so mancher heute noch zaghaft nach ihren künftigen Chancen am Arbeitsmarkt fragenden Rat Suchenden.

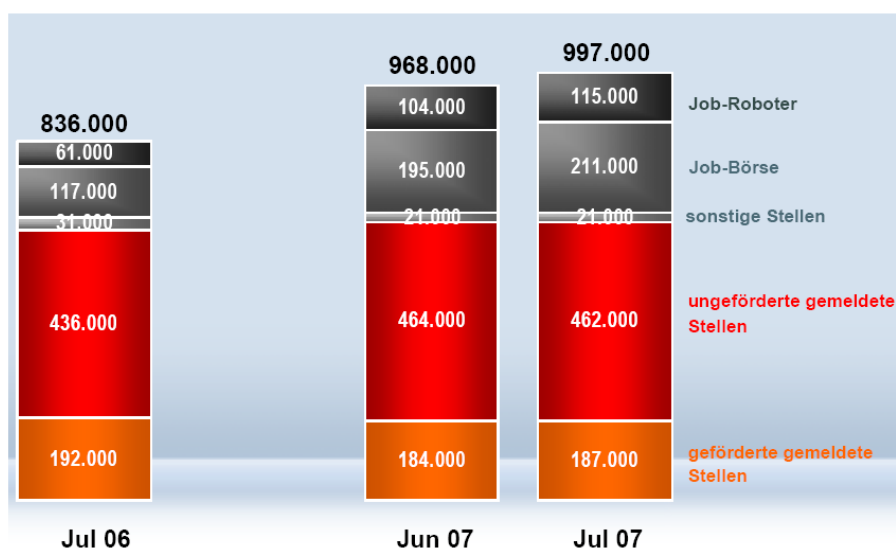
Stellenangebot im Juli 2007: Kaufleute und Fachkräfte am Bau erfreuen sich hoher Nachfrage

Quelle: Bundesagentur für Arbeit, Arbeitsmarktberichterstattung
3. August 2007

Der Stellenindex der Bundesagentur für Arbeit (BA-X) – ein Indikator für die Nachfrage nach Arbeitskräften in Deutschland – hat auch im Juli seinen Aufwärtstrend fortgesetzt. Allerdings war der Anstieg nicht mehr so stark wie noch im Vormonat. Im Juli legte der BA-X um 4 Punkte zu und erreicht nun seinen neuen Höchststand bei 218 Punkten. [...] Im Juli standen der Bundesagentur für Arbeit (BA)

997.000 Stellen zur Vermittlung zur Verfügung - 161.000 Stellen mehr als im Vorjahr. Über 80% der Stellen zielen auf eine Beschäftigung am ersten Arbeitsmarkt ab. Von den 997.000 Stellen waren 462.000 als ungeforderte und 187.000 als geförderte bei den Agenturen für Arbeit gemeldet, 115.000 wurden zusätzlich über den BA-Job-Roboter und 211.000 durch die Job-Börse der BA erfasst.

Das Stellenangebot in Deutschland – BA-bekannte Stellen



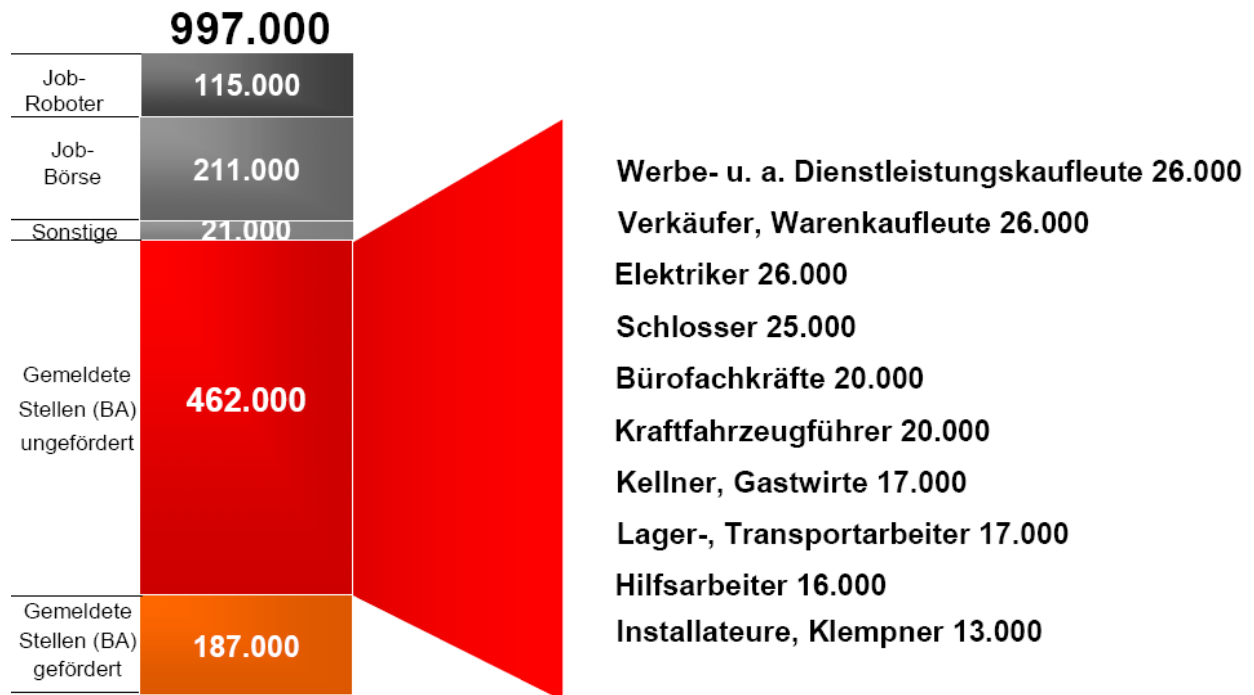
Außerdem waren bei der BA 21.000 Stellen aus der privaten Arbeitsvermittlung sowie für Freiberufler und Selbständige registriert. Spitzenreiter unter den Top Ten der ungeforderten gemeldeten Stellen sind weiterhin Werbe- und Dienstleistungskaufleute und Warenkaufleute mit jeweils 26.000 Stellen. Unverändert hoch bleibt auch die Nachfrage in der Baubranche. Es werden 26.000 Elektriker und 25.000

Schlosser gesucht, jeweils etwa 40% mehr als noch vor einem Jahr. Dazu kommen noch 13.000 Stellen für Installateure und Klempner. Kraftfahrzeugfahrer waren mit 20.000 Stellen und Mitarbeiter im Lager- und Transportbereich mit 17.000 Stellen häufig nachgefragt und dokumentieren damit den Anstieg der Nachfrage im Transportgewerbe, welches insgesamt 16% mehr Personal sucht als noch vor

einem Jahr. In der Freiluftsaion werden auch 17.000 Kellner und Gastwirte sowie 12.000 Köche gesucht. Nachgefragt werden ferner Bürofachkräfte mit 20.000 Stellen und 16.000 Hilfs-

arbeiter in verschiedenen Branchen, 39% mehr als vor einem Jahr. 26 % der gemeldeten Stellen sind über die Zeitarbeit in unterschiedlichsten Berufsfeldern zu besetzen.

Meistgesuchte Arbeitnehmer in Deutschland im Juli 2007



Weitere Informationen zum Thema Stellenangebot finden Sie im Internet unter:
<http://www.pub.arbeitsamt.de/hst/services/statistik/000100/html/sonder/index.shtml>

Damoklesschwert über der virtuellen Welt

Quelle: Deutsche Bank Research, Aktueller Kommentar vom 7. August 2007
www.DBResearch.de

von Stefan Heng und Moritz Meyer

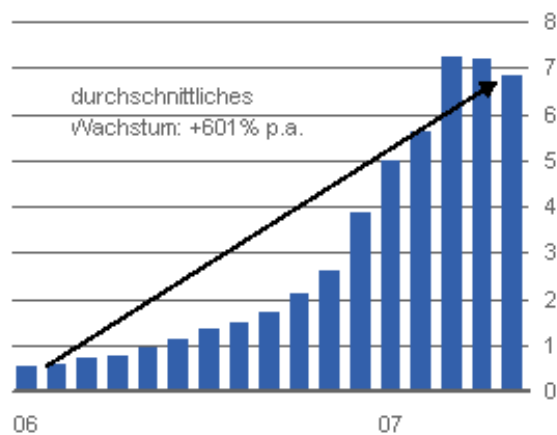
Der Kunde steht in der Produktion und legt beim Design seines neuen Freizeitschuhes abschließend noch selbst Hand an: Es ist der letzte Schritt eines langen Wertschöpfungsprozesses, bei dem der Konsument sich selbst gestaltend einbringt. Diese Szene um den viel zitierten „Prosumenten“ ist keine ferne Zukunftsvision. In der virtuellen Welt, wie Second Life, ist diese Interaktion zwischen Konsument und Produzent bereits Alltag. Diese neue Form der Interaktion verändert das Marketing und die Produktentwicklung in der körperlichen Welt. So fließt zum einen bei der Entwicklung der Produktpalette die Kreativität der Konsumenten ein. Zum anderen versucht das Marketing aus dem Verhalten des so genannten „Resident“ oder „Netizen“ (Bewohner) der virtuellen Welt frühzeitig neue Trends in der körperlichen Welt aufzuspüren.

Trendiges Verhalten und Kreativität zeichnen die virtuelle Welt aus. Bereits beim erstmaligen Betreten kann jeder angehende Bewohner frei über das Erscheinungsbild seines Avatars – seiner Identität in der virtuellen Welt – entscheiden. Doch die virtuelle Welt beschränkt sich nicht auf das Sehen und Gesehen werden. Vielmehr stehen bei den Bewohnern das gemeinsame Erleben und die Interaktion in einem sozialen Netzwerk im Vordergrund. Durch das animierte Design haben die Interaktionen in der virtuellen Welt auch eine emotionale und gruppendynamische Komponente für den Menschen hinter dem Avatar. Viele Unternehmen – nicht nur aus den IT-affinen Branchen – wollen diese emotionale Komponente der virtuellen Welt für ihr Geschäftsmodell nutzen. Die Tatsache, dass sich emotional unterlegte Information sehr viel leichter einprägt, hilft bei der Wissensvermittlung per Fernschulung genauso wie bei der Einführung neuer Produkte, die nun bereits vor der eigentlichen Vermark-

tung in der virtuellen Welt erfahrbar sind. Viele der interaktiv erstellten Produkte aus der virtuellen Welt können sogar auf Wunsch als körperliche Produkte dem Menschen hinter dem Avatar zugestellt werden. So werden dank der virtuellen Welt einige der kühnsten Träume der Marketingspezialisten wahr.

Stagnation nach enormem Wachstum

In virtuelles Geld getauschte USD [Mio.]



Quelle: secondlife.com, 2007

Nicht nur beim Marketing haben die Schöpfer der virtuellen Welt diese enge Verknüpfung mit der Wirtschaft der körperlichen Welt beabsichtigt. Dies zeigt sich auch beim flexiblen Wechselkurs zwischen der Währung der virtuellen und der körperlichen Welt. Für die Menschen hinter den Avataren erhöht die Konvertierbarkeit in die Währung der körperlichen Welt die Attraktivität wirtschaftlichen Handelns in der virtuellen Welt. Diese Verknüpfung treibt die Ökonomie der virtuellen Welt. So wurden nach Angaben von Linden Research am 25.07.2007 in Second Life USD 2 Mio. ausgegeben. Auch wenn dies auf das Jahr gerechnet lediglich einem Zehntel der Verkaufserlöse des baden-württembergischen Weinbaus entspricht, zeugen die hohen Wachstumsraten jedoch von der starken Dynamik der Ökonomie in der virtuellen Welt. Ein

Beleg für diese Dynamik ist das Umtauschvolumen von USD in die Währung der virtuellen Welt, das seit Jahresbeginn 2006 um durchschnittlich 600% p.a. zugenommen hat.

Doch mehr als über ihren Umsatz leitet sich die wirtschaftliche Bedeutung der virtuellen Welt aus der soziodemografischen Struktur ihrer Bewohner ab. Entgegen einiger Vorurteile sind es nicht die entsozialisierten Online-Junkies, sondern die kreativen und kaufkräftigen Dreißigjährigen, die hier den Ton angeben.

Für die kreativen Menschen hinter den Avataren übt der große Freiraum bei allen Aktivitäten in der virtuellen Welt eine enorme Anziehungskraft aus. Gemäß diesem libertären Ansatz gibt es in der virtuellen Welt keinen streng vorgegebenen Rechtsrahmen. Stattdessen entwickeln die Bewohner ihre eigenen Grundsätze des Zusammenlebens. Die Durchsetzung dieser Grundsätze gründet weitgehend auf der sozialen Reputation, einer für die Handlungsoptionen der Avatare entscheidende Größe. Dabei offenbart sich auch hier die enge Verknüpfung zwischen virtueller und körperlicher Welt. So bilden sich im Wettbewerb der sozialen Gemeinschaften innerhalb der virtuellen Welt immer klarer solche Regeln heraus, die wir aus der körperlichen Welt kennen. Darüber hinaus richten sich die Ökonomien der virtuellen Welt weitgehend nach marktwirtschaftlichen Prinzipien. Dabei ergeben sich die Preise der digitalen Güter und Dienstleistungen aus dem Engpass an innovativen Ideen. Außerdem erkennen wir im wirtschaftlichen Handeln in der virtuellen Welt starke Tendenzen zur Spezialisierung. Beispielsweise gibt es wirtschaftlich erfolgreiche Avatare, die mit Immobilien handeln, während sich andere als Übersetzer betätigen.

Bei dieser Beschreibung entsteht allzu leicht der Eindruck, die virtuelle Welt sei das ideale Wirtschaftsfeld für jedes Unternehmen. Doch wie die körperliche Welt, so ist auch die virtuelle Welt nicht frei von Problemen. Diese Prob-

leme werden nach der enormen Euphorie der Anfangszeit immer offensichtlicher. Ein warnendes Signal kommt aus der Richtung des Wirtschaftswachstums, das in den letzten Monaten stagnierte. Laut Institutionentheorie der Volkswirtschaftslehre drosseln unsichere Rahmenbedingungen wirtschaftliche Aktivität. Da diese Unsicherheit aber dem kreativen Freiraum geschuldet ist, gibt es sie aus systemimmanenten Gründen zuhauf in der virtuellen Welt. Speziell die Eigentumsrechte kristallisieren sich in der virtuellen Welt immer mehr als wunder Punkt heraus. Denn die Schöpfer der virtuellen Welt garantieren dem Produzenten von Gütern und Inseln nur durchsetzbare Eigentumsrechte an der gestalterischen Idee – nicht aber am virtuellen Gut oder der Insel selbst. Diese eingeschränkten Eigentumsrechte in der virtuellen Welt führen in der körperlichen Welt immer wieder zu juristischen Auseinandersetzungen. Bei diesen Auseinandersetzungen ist bislang völlig offen, ob mit den Rechtssystemen unserer körperlichen Welt überhaupt Lösungen für die komplexen Probleme der virtuellen Welt gefunden werden können.

Dem Rausch der Anfangszeit folgt also auch in der virtuellen Welt die Ernüchterung des Alltags. Dabei stellt dieser Alltag immer mehr in Frage, ob eine virtuelle Welt überhaupt auf längere Zeit funktionieren kann. Das Überleben der virtuellen Welt hängt davon ab, dass eine Lösung für das systemimmanente Dilemma gefunden wird. Dieses Dilemma besteht darin, dass die virtuelle Welt zum einen eine Heimstätte für die Kreativen sein will. Zum anderen braucht die Ökonomie in der virtuellen Welt verlässliche Rahmenbedingungen, um weiter wachsen zu können. Regeln und Normen schränken aber Kreativität ein und verprellen so manchen kreativen Kopf, der eigentlich zu mehr Aktivität in der virtuellen Welt animiert werden sollte. Letztlich pendelt der klassische staatsphilosophische Streit zwischen Freiheit und Intervention wie ein Damoklesschwert über dem Lebensfaden der virtuellen Welt.

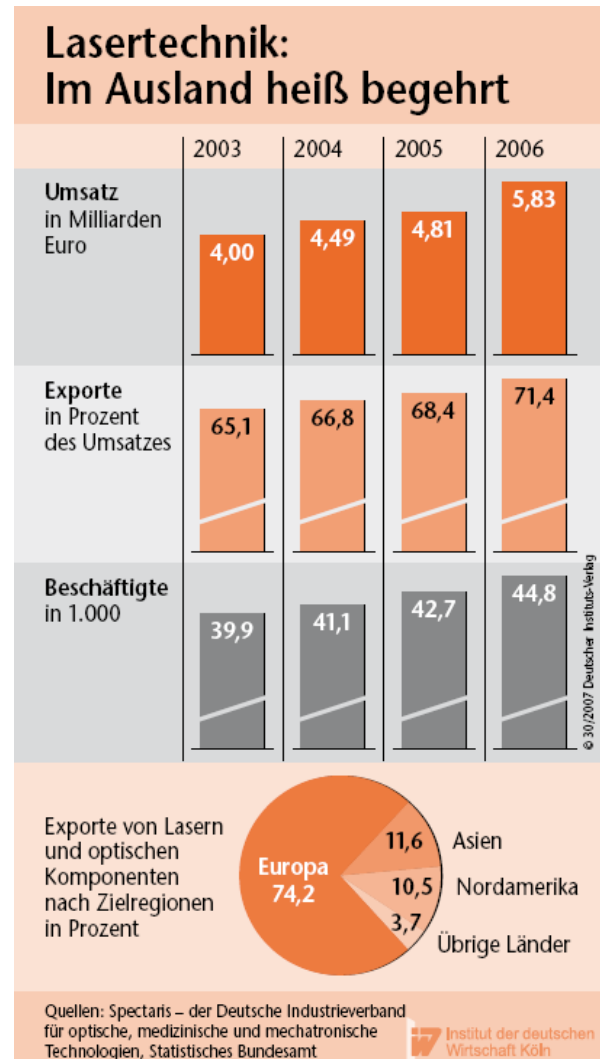
Lasertechnik Hightech „made in Germany“

Quelle: *iwd - Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft Nr. 30 vom 26. Juli 2007*

Deutschland ist kein typisches Land der Spitzentechnologie. Einzelne Branchen wie die Lasertechnik haben es jedoch geschafft, ganz nach oben zu kommen, und haben sich dort auch behauptet. Das Erfolgs-rezept besteht aus intensiver Forschung und Entwicklung, innovativen Nischenprodukten und vielen Unternehmensgründungen.

Im Jahr 1960 machte sich der Ingenieur Theodore Maiman die Theorien Albert Einsteins zur sogenannten stimulierten Emission des Lichts zunutze und entwickelte den ersten Laser der Welt. Als er seine Erfindung der Öffentlichkeit präsentierte, wurde sie zunächst als eine Lösung belächelt, die nach einem Problem Ausschau hält. Durch die zunehmende Technisierung ist Maimans Idee heutzutage jedoch aus Industrie, Wissenschaft und Unterhaltungselektronik nicht mehr wegzudenken – bietet sie doch vielfältige Anwendungsmöglichkeiten. Beispielsweise schaffen es die heutigen Laser, das Licht auf den millionsten Teil eines Millimeters zu bündeln – womit man sogar Worte auf ein dünnes Haar schreiben könnte. Unternehmen verwenden Laser unter anderem für effizientere Produktionsverfahren im Bereich der Fertigung und Materialverarbeitung. Konsumenten dagegen können sich mittels Lasertechnik ihre Fehlsichtigkeit korrigieren lassen und so beispielsweise die hohe Bildqualität ihrer Blu-Ray-Discs besser genießen.

Als Paradebeispiel einer Schlüssel- und Querschnittstechnologie findet die Lasertechnik in nahezu sämtlichen industriellen Branchen Anwendung, allen voran in der Mess- und Automatisierungs-, der Medizin- und der Mikrosystemtechnik. Erfreulicherweise zählen viele deutsche Unternehmen der Laserbranche auf den jeweils relevanten Teilmärkten zu den Weltmarktführern. Die Wirtschaftsperspektive dieser Firmen sieht daher recht rosig aus (Grafik):



Seit 2003 ist der Umsatz der Lasertechnikbranche in Deutschland kontinuierlich von 4 auf 5,83 Milliarden Euro im Jahr 2006 gestiegen, was einem durchschnittlichen Wachstum von 13,4 Prozent per annum entspricht.

Dieser Erfolg zeigt auch Wirkung auf die Beschäftigtenzahlen der Branche: Seit 2003 kletterten diese im Jahresmittel um 4 Prozent. Und die stetig steigende Nachfrage aus dem Ausland kurbelt den Arbeitsmarkt weiter an. Denn Technologiegüter mit deutschen Lasern sind jenseits der Bundesgrenzen derart gefragt,

dass die hiesigen Hersteller inzwischen über 70 Prozent ihres Produktionswertes exportieren – Tendenz weiter steigend. Die Hauptabnehmer finden sich dabei nicht etwa jenseits des Atlantiks, sondern auf dem europäischen Binnenmarkt:

Drei von vier Exporteueros werden innerhalb Europas erzielt, der Löwenanteil davon in den Staaten der Europäischen Union.

Lediglich 10 Prozent aller Exporte gehen in die USA und nach Kanada. Selbst das für seine allgemein starke Position auf dem High-tech-Markt bekannte Asien kauft in größerem Maße Lasertechnik „made in Germany“. In der Regel handelt es sich bei den exportierten Gütern um hochwertige Endprodukte in geringen Mengen, die meist individuell für Kunden angefertigt wurden. Zuvor haben sich die deutschen Hightech-Produzenten jedoch an den asiatisch dominierten Massenmärkten bedient: Von dort stammen die Vorprodukte wie etwa Platinen und andere technische Elemente.

Der Erfolg der deutschen Lasertechnologie kommt allerdings nicht von ungefähr. Die betreffenden Unternehmen sind deutlich aktiver bei der Forschung und Entwicklung (FuE) als ihre Pendanten in anderen Wirtschaftszweigen:

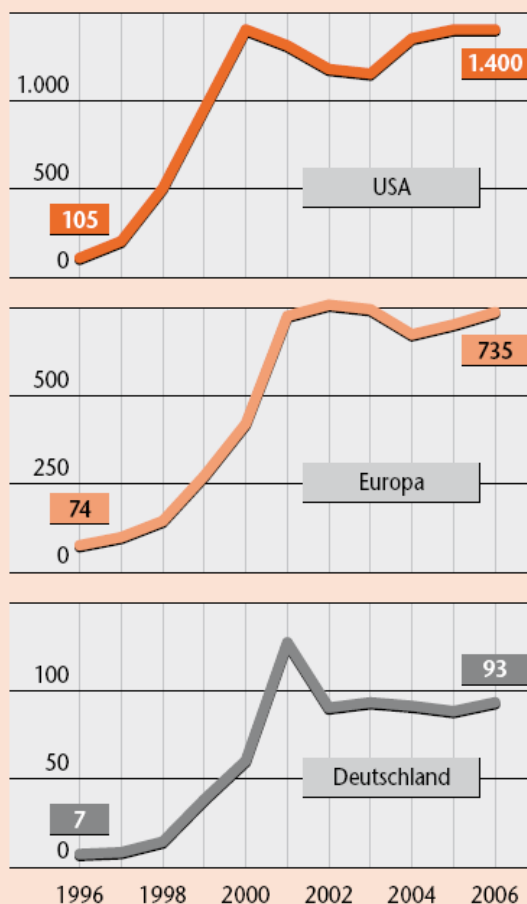
Durchschnittlich wendet die Branche 10,1 Prozent des Umsatzes für Forschung und Entwicklung auf, während die FuE-Intensität im Industriedurchschnitt lediglich bei etwa 3 Prozent liegt.

Und die klugen Köpfe der Lasertechnik tüfteln fleißig weiter. Die Konsequenz sind ständig neue Ideen – mittlerweile stammt jeder dritte Euro an Umsatz aus dem Verkauf von Erzeugnissen, die jünger als drei Jahre sind.

Eines der zahlreichen Erfolgsbeispiele, welches die Lasertechnik bisher hierzulande geliefert hat, ist die refraktive Chirurgie:

Lasertechnik: Augen-OP statt Brille

Jährliche Operationen in 1.000



Quelle: Verband der Spezialkliniken Deutschlands für Augenlaser und Refraktive Chirurgie (VSDAR) Institut der deutschen Wirtschaft Köln

Ein kurzer Eingriff per Laser korrigiert dabei die Kurz- beziehungsweise Weitsichtigkeit sowie eventuelle Hornhautverkrümmungen des menschlichen Auges. Die Methode hat eine rasante Entwicklung hinter sich (Grafik). Vor zehn Jahren noch weitgehend unbekannt, erfolgten hierzulande allein im vergangenen Jahr etwa 93.000 solcher Augenoperationen. Doch in den ohnehin guten Zahlen der Laser-

branche findet sich der boomende Markt der Augenlaser gar nicht wieder – die entsprechenden Produzenten werden stattdessen der Medizintechnik zugerechnet.

Die erfolgreichen Firmen der Lasertechnik sitzen in Deutschland in den bekannten innovationsstarken Regionen Baden-Württembergs und Bayerns; in den vergangenen Jahren haben sich jedoch noch viele weitere regionale Zentren herausgebildet. Rund um die Region Aachen und die dortigen Hochschulen ist beispielsweise ein dichtes Netzwerk forschungsstarker Unternehmen entstanden. Oft handelt es sich dabei um sogenannte Spin-offs – Ausgründungen der Hochschulen selbst oder aber einer öffentlich unterstützten Forschungseinrichtung wie etwa der Fraunhofer-Gesellschaft. Auch in Sachsen und Thüringen glänzen Betriebe im Bereich der Lasertechnik.

Allerdings steht dieser Wirtschaftszweig mit seinem Erfolg eher allein auf weiter Flur, was deutsche Spitzentechnologie betrifft. Denn die Bundesrepublik kann international im Bereich der Hightech-Wirtschaft nicht wirklich mithalten.

Zur Spitzentechnologie zählen Branchen, in denen mindestens 7 Prozent des Umsatzes in Forschung und Entwicklung investiert werden, etwa die pharmazeutische Industrie, die EDV-Geräteherstellung sowie die Medizintechnik. Die echten Stärken der Deutschen aber liegen mehr im Automobil- und Maschinenbau, also in der so genannten gehobenen Gebrauchstechnologie. Hier ist denn auch die FuE-Intensität deutlich niedriger: Zwischen 2,5 und 7 Prozent des Umsatzes wandern in diesen Branchen in die Entwicklung neuer Ideen. Immerhin resultierte daraus im Jahr 2005 ein Handelsbilanzüberschuss von 164 Milliarden Euro. Die deutsche Spitzentechnologie hingegen kam nur auf eine ausgeglichene Handelsbilanz.

Deutschland ist also trotz seiner Erfolge in der Laserbranche kein typisches Hightech-Land. Dennoch förderte das Bundesministerium für Bildung und Forschung von 1987 bis 2004 zahlreiche Projekte der Lasertechnik und optischen Technologien mit mehr als 770 Millionen Euro. Und die Bundesregierung hat diese Mittel im Rahmen der aktuellen Hightech-Strategie noch einmal deutlich aufgestockt. Allein von 2006 bis 2009 kommen Lasertechnik & Co. 310 Millionen Euro zugute.

Handwerk

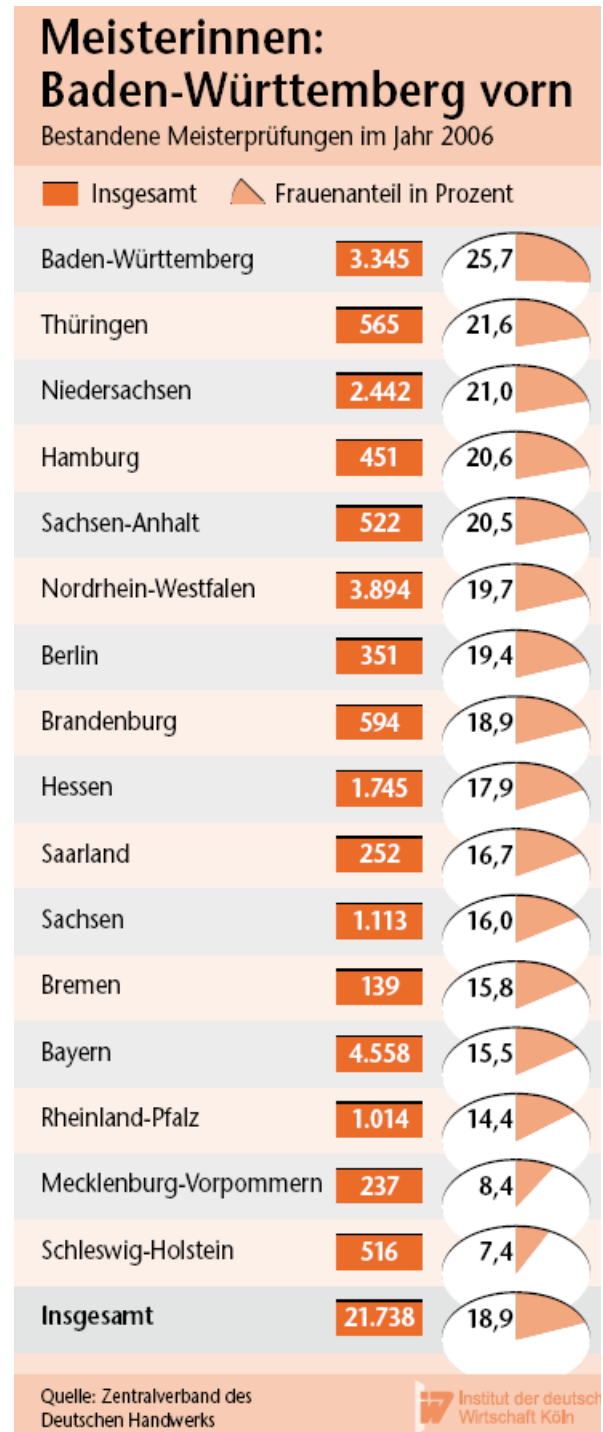
Das schwache Geschlecht wird stärker

Quelle: *iwd - Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft Nr. 28 vom 12. Juli 2007*

In vielen Handwerksberufen sind Frauen nach wie vor unterrepräsentiert. Auch die Meisterbriefe gehen überwiegend in Männerhände – nur knapp ein Fünftel der Meisterprüfungsabsolventen des Jahres 2006 war weiblich. Immerhin konnten die Frauen diesen Anteil gegenüber dem Beginn der neunziger Jahre merklich steigern.

Auf dem goldenen Boden des Handwerks bewegen sich, so könnte man meinen, fast ausschließlich Männer. Denn Frauen, die berufsmäßig die Maurerkelle schwingen oder Autos reparieren, sind nach wie vor selten zu sehen. In der Tat beschäftigten die Handwerksbetriebe in Deutschland mit ihren insgesamt rund 4,5 Millionen Mitarbeitern im Jahr 2006 nur zu 30 Prozent weibliches Personal – in der Gesamtwirtschaft betrug der Anteil immerhin 45 Prozent.

Besonders stark von den Herren der Schöpfung dominiert ist das Bild bei den Dachdeckern, Maurern und Elektrotechnikern, die nur zwischen 15 und 18 Prozent Frauen in ihren Reihen zählen. Doch das Handwerk hat auch eine feminine Seite. So sind von allen Friseurinnen 80 Prozent weiblich. Mehr als 60 Prozent Kolleginnen gibt es auch bei Bäckern, Fotografen, Fleischern und Augenoptikern. Noch steigerungsfähig ist der Frauenanteil aber weiterhin bei denen, die sich um den Titel als Handwerksmeister bemühen. Von gut 21.700 Handwerkern, die 2006 die Meisterprüfung bestanden haben, waren lediglich 19 Prozent Frauen. Einige Bundesländer wiesen sogar eine noch deutlich niedrigere Quote auf (Grafik):



In Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern wurde im vergangenen Jahr nicht einmal jede zehnte erfolgreiche Meisterprüfung von einer Frau abgelegt.

Dies dürfte vor allem auf die vielen dortigen Betriebe aus dem Baugewerbe und dessen Umfeld zurückzuführen sein. Demgegenüber kommt ein hoher Dienstleistungsanteil der Wirtschaft – wie er etwa in den Stadtstaaten zu finden ist – den typischen Frauenberufen im Handwerk entgegen. Allerdings schwankte die Zahl der Neumeisterinnen in den einzelnen Bundesländern zuletzt stark, so dass kein eindeutiges Ländermuster auszumachen ist.

Deutschlandweit betrachtet hat das vermeintlich schwache Geschlecht immerhin seit Beginn der neunziger Jahre ein ganzes Stück handwerklichen Boden gutgemacht. Noch im Jahr 1991 waren unter den Absolventen der Meisterschulen lediglich 11 Prozent Frauen zu finden gewesen. Absolut gesehen bekamen jedoch 2006 weniger Frauen ihren Meisterbrief

ausgehändigt als fünfzehn Jahre zuvor. Denn die Zahl der insgesamt bestandenen Meisterprüfungen hat sich seit damals – 1991 waren es 45.600 – mehr als halbiert. Hierzu dürften unter anderem die Baukrise der vergangenen Jahre sowie die Liberalisierung der Handwerksordnung 2004 beigetragen haben.

Dabei können aufstrebende Handwerkerinnen zu einigen Vorbildern aufblicken. Zumindest ist in jedem fünften Handwerksbetrieb eine Frau in der Geschäftsführung tätig. Diese Frauen sind zudem im Schnitt besser ausgebildet als ihre männlichen Kollegen. So haben 28 Prozent der Geschäftsführerinnen einen Meisterbrief in der Tasche, und 11 Prozent dürfen sich Betriebswirtin des Handwerks nennen – bei den Männern sind es weniger als 5 Prozent. Zusätzlich kann fast jede fünfte Frau, aber nur etwa jeder zehnte Mann an der Spitze einer Handwerksfirma ein abgeschlossenes Studium vorweisen.

Menschen mit Behinderungen Mehr selbst entscheiden

Quelle: iwd - Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft Nr. 34 vom 23. August 2007

In der Betreuung von Menschen mit Behinderungen bahnt sich ein Paradigmenwechsel an: Statt ihnen vorzuschreiben, welche Hilfe sie erhalten, sollen diese Menschen künftig selbst entscheiden, was sie benötigen. Möglich macht dies das „Persönliche Budget“, das 2008 eingeführt wird, aber auf Antrag schon jetzt genutzt werden kann. Dabei gibt es Geld oder Gutscheine statt Sachleistungen.

Menschen mit Behinderungen sind auf Hilfe angewiesen, die sie von der Gesellschaft auch erhalten. Welcher Art die Unterstützung ist, können sie meist nicht selbst bestimmen – die Sachleistungen werden zugewiesen.

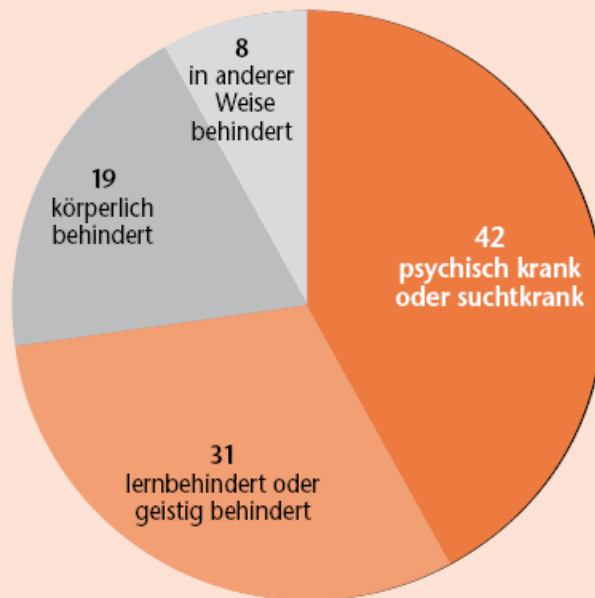
Das wird bald anders. Im Rahmen eines so genannten Persönlichen Budgets kann jeder

Hilfsempfänger – sofern er dies beantragt hat – künftig selbst bzw. gemeinsam mit vertrauten Personen entscheiden, welche Unterstützung er in Anspruch nimmt. Ein Mensch mit Behinderung könnte sich dann etwa entscheiden, die Fahrt zum Arbeitsplatz in der Behindertenwerkstatt mit der Straßenbahn zurückzulegen anstatt mit dem Fahrdienst der Einrichtung. Oder ein Pflegebedürftiger vereinbart mit der Nachbarin, dass sie ihm im Haushalt zur Hand geht und nicht der teure Pflegedienst.

Ein Modellversuch in 14 Regionen hat gezeigt, dass die Idee gut ankommt und die Art der Behinderung kein Handicap darstellt (Grafik). Dennoch nutzen erst wenige die bereits bestehende Option:

Menschen mit Behinderungen: Wer das „Persönliche Budget“ nutzt

Von 845 Menschen mit Behinderungen, die im Rahmen eines Modellversuchs das sogenannte Persönliche Budget beantragt haben, mit dem sie selbst entscheiden können, welche Unterstützungsleistungen sie benötigen (z. B. Fahrdienst zur Arbeitsstelle), waren so viel Prozent



© 34/2007 Deutscher Institut-Verlag

Stand: Juni 2007
Quelle: Universität Tübingen

Institut der deutschen
Wirtschaft Köln

Bis Juni 2007 wurde bundesweit nur 845 Personen ein Persönliches Budget bewilligt. Allein im Gebiet des Landschaftsverbands Rheinland könnten es aber mehr als 50.000 Menschen beantragen.

Das Budget wird monatlich im Voraus bezahlt; dafür sorgt je nach Lage der Dinge das Sozial- oder das Integrationsamt, die Krankenkasse, die Arbeitsagentur oder die Rentenversicherung. Der Empfänger verhandelt dann direkt mit den Dienstleistern.

Der staatliche Zuschuss zum Leben ist zweckgebunden und darf für Wohnen, Pflege, Arbeit oder Freizeit eingesetzt werden. Was genau damit geschieht, legt der Empfänger mit dem Betreuer in einer detaillierten Zielvereinbarung fest, die mindestens sechs Monate gilt. Er muss aber nachweisen, wofür das Geld ausgegeben wurde.

Die Höhe des Budgets orientiert sich am individuellen Bedarf und soll die Summe der bisher erbrachten Sachleistungen nicht überschreiten. In den Modelletats reichten etwa 1.000 Euro im Monat. Falls Geld übrig bleibt, kann es gespart und später ausgegeben werden.

Vom Persönlichen Budget erhoffen sich die Behindertenorganisationen für ihre Mitglieder mehr Einflussnahme und Autonomie. Aus Klienten sollen umworbene Kunden werden, und auch die Qualität der angebotenen Leistungen soll sich verbessern. Diese Hoffnungen können sich allerdings nur erfüllen, wenn die behinderten Menschen den Mut aufbringen, die Position des Versorgten aufzugeben und mehr Verantwortung für sich zu übernehmen. Da dies für viele schwierig sein dürfte, ist der Weg zurück zu den Sachleistungen offen.

Ermutigend sind auf jeden Fall die Erfahrungen in England und den Niederlanden, wo das Modell schon seit Mitte der neunziger Jahre praktiziert wird. Die Budgetnehmer dort sind sehr zufrieden. Sie schätzen vor allem die Wahlmöglichkeiten und die Flexibilität, die es ihnen eröffnet. Auch scheint das Modell Kos-

ten sparen zu helfen – wenngleich der bürokratische Aufwand relativ hoch ist.

Dies wird wohl auch hierzulande eine Hürde auf dem Weg zur monatlichen Überweisung darstellen. Deshalb sind zahlreiche Beratungs- und Hilfsangebote geplant. Informationen gibt es unter anderem unter www.rehadat.de

Bafög: Weniger Empfänger

Quelle: *iwd - Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft Nr. 32 vom 9. August 2007*

Die wichtigste staatliche Finanzspritze im Bildungswesen ist das Bafög, das es seit 36 Jahren für Schüler sowie Studenten und seit 1996 auch für angehende Meister gibt. Im Jahr 2006 gab der Staat dafür rund 2,5 Milliarden Euro aus. Weil die Freibeträge für die anzurechnenden Elterneinkommen seit 2001 nicht mehr angehoben wurden, ist die Zahl der geförderten Schüler und Studenten zuletzt gesunken.

Schule. Im vergangenen Jahr erhielten rund 318.000 Schüler allgemein bildender und beruflicher Schulen ab Klasse zehn Ausbildungsförderung. Im Schnitt wurden monatlich etwa 300 Euro gezahlt. Die Zahl der geförderten Jugendlichen hat sich gegenüber dem Vorjahr leicht verringert, obwohl es insgesamt mehr Schüler gab. Der Grund: Viele Eltern haben wegen höherer Einkommen die Freibetragsgrenzen überschritten.

Fortbildung. Seit 1996 erhalten Handwerker und andere Fachkräfte Darlehen und Zuschüsse, wenn sie sich zum Meister, Techniker oder Betriebswirt fortbilden. Von 2002 an stieg die Zahl der Geförderten dank einer großzügigen Neuregelung schnell auf mehr als 140.000, ging aber jüngst wieder zurück. Dies könnte an der guten Konjunktur liegen: Ein attraktives Jobangebot lockt dann eher als eine Weiterbildung.

Hochschule. Rund eine halbe Million Studenten erhielten 2006 Geld von Vater Staat. Auch hier schrumpfte die Zahl der Bafög-Empfänger gegenüber 2005 etwas, weil einige wegen gestiegener Elterneinkommen keine Förderung mehr erhielten. Im Durchschnitt gab der Staat 375 Euro im Monat, das speist allerdings nur die Hälfte des üblichen Studentenbudgets von rund 700 Euro. Nach dem Studium muss das Bafög zur Hälfte zurückbezahlt werden; maximal sind 10.000 Euro zu berappen. Die monat-

liche Mindestrate beträgt 105 Euro, abgestottert wird maximal 20 Jahre lang. Wer sein Studium schnell durchzieht und gut abschließt, muss weniger zurückzahlen.

Schüler-Bafög: Leichter Rückgang

Geförderte Schüler an allgemeinbildenden und beruflichen Schulen ab Klasse zehn

1991	266.223	447
1992	234.430	411
1993	207.332	366
1994	192.707	333
1995	181.226	332
1996	178.036	334
1997	184.486	328
1998	195.112	341
1999	203.382	357
2000	210.498	368
2001	243.594	493
2002	271.182	592
2003	294.930	651
2004	312.334	698
2005	321.421	726
2006	318.950	717
Fördersumme in Millionen Euro		
		334
		328
		341
		357
		368
		493
		592
		651
		698
		726
		717

Quelle: Statistisches Bundesamt

Institut der deutschen
Wirtschaft Köln

Meister-Bafög: Etwas weniger gefragt

Geförderte Teilnehmer an beruflicher Aufstiegsweiterbildung

1996	29.427	121
1997	49.346	171
1998	53.967	176
1999	53.767	177
2000	51.999	170
2001	56.051	183
2002	87.756	299
2003	121.817	388
2004	133.018	379
2005	140.847	393
2006	135.915	369
Fördersumme in Millionen Euro		
		176
		177
		170
		183
		299
		388
		379
		393
		369

Quelle: Statistisches Bundesamt

Institut der deutschen
Wirtschaft Köln

Studenten-Bafög: Begehrte Stütze

Geförderte Hochschüler

1991	606.869	1.539
1992	611.512	1.540
1993	563.918	1.458
1994	499.776	1.257
1995	442.492	1.134
1996	399.262	1.059
1997	350.767	910
1998	336.355	862
1999	338.427	871
2000	348.799	907
2001	406.776	1.162
2002	451.505	1.351
2003	481.594	1.446
2004	497.257	1.514
2005	506.880	1.555
2006	498.565	1.539
Fördersumme in Millionen Euro		
		862
		871
		907
		1.162
		1.351
		1.446
		1.514
		1.555
		1.539

Urspungsdaten: Statistisches Bundesamt

Institut der deutschen
Wirtschaft Köln

Berufliche Bildung Viele Baustellen

Quelle: iwd - Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft Nr. 33 vom 16. August 2007

Die duale Berufsausbildung ist eine zentrale Brücke von der Schule in den Beruf, die rund zwei Drittel der Jugendlichen eines Jahrgangs beschreiten. Damit dies auch künftig so bleiben kann, sind Reformen nötig. Unter Federführung des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln (IW) haben Experten aus der Berufsbildungspraxis dafür einen Handlungskatalog erstellt.

Flexiblere Produktion und Arbeitsprozesse, Fachkräftemangel, teure Ausbildungen und viele Jugendliche ohne Lehrstelle: Die berufliche Bildung in Deutschland steht vor großen Herausforderungen. Eine Bestandsaufnahme:

- Höherer Qualifikationsbedarf. Der Produktionsprozess und die Arbeitsorganisation in den Betrieben werden zunehmend flexibler, was höhere Anforderungen an die Arbeitnehmer mit sich bringt. Folglich suchen Unternehmen verstärkt nach Hochqualifizierten, am besten mehrsprachige. Englisch, Französisch, Spanisch – nicht nur Führungskräfte sollten fit sein für Geschäftspartner aus Europa und Übersee. Denn auch 41 Prozent aller Fachkräfte mit

Berufsausbildung nutzen im Job mittlerweile ihre Fremdsprachenkenntnisse, wie eine aktuelle Erwerbstätigenbefragung zeigt. Weiterbildung ist demzufolge für jeden ein großes Thema.

Dem stehen allerdings häufig hohe Zugangshürden im Weg, oder die Angebote fehlen ganz, beispielsweise, was die akademische Weiterbildung an einer Hochschule angeht.

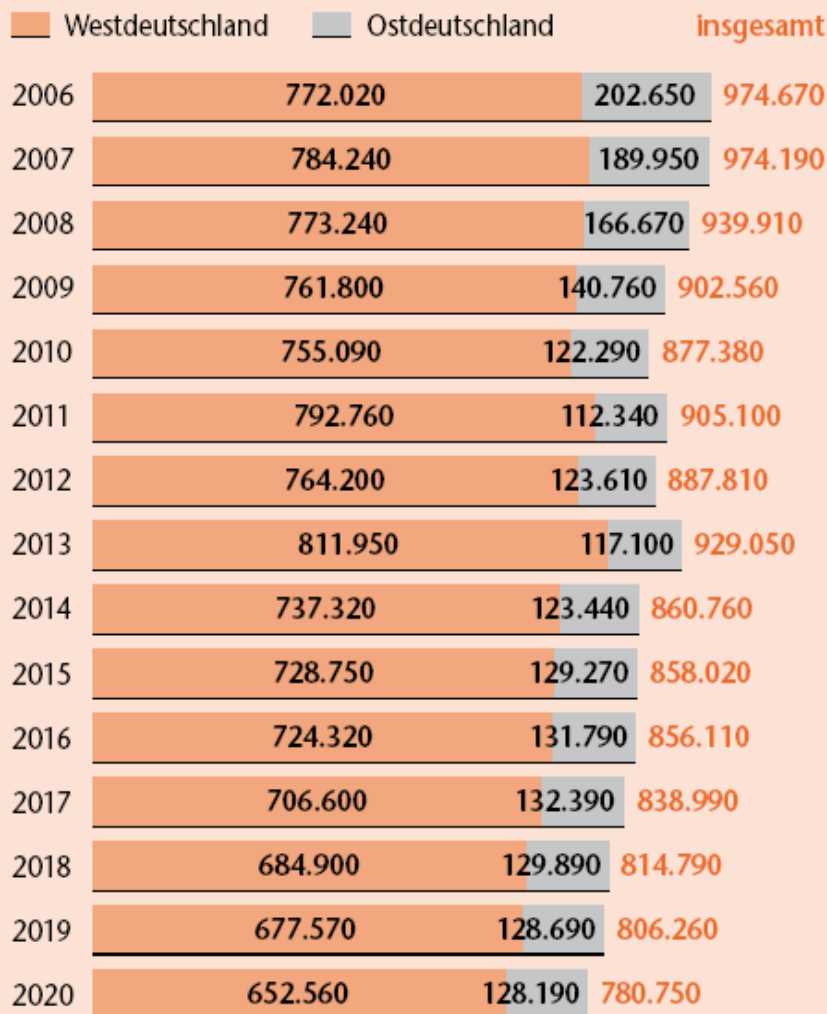
Nur etwa 1 Prozent der Studienanfänger schafft den Sprung von einer Berufstätigkeit zur Alma Mater ohne den klassischen Weg übers Abitur.

Dabei können diese Studenten kaum Ausbildungsleistungen aus der Vergangenheit geltend machen, um Semester zu sparen. Der Wirtschaft ist dies ein Dorn im Auge:

Nach einer IW-Umfrage wollen 73 Prozent der Unternehmen, dass Teile einer Aus- oder Fortbildung auf ein Studium angerechnet werden können. Eine weitere Herausforderung kommt aus den Gymnasien: Zwischen 2011 und 2013 gibt es mehr Abiturienten als üblich, weil die Schulzeiten verkürzt werden (Grafik).

Berufliche Bildung: Weniger angehende Fachkräfte

So viele Absolventen und Abgänger werden die allgemeinbildenden Schulen verlassen



© 33/2007 Deutscher Instituts-Verlag

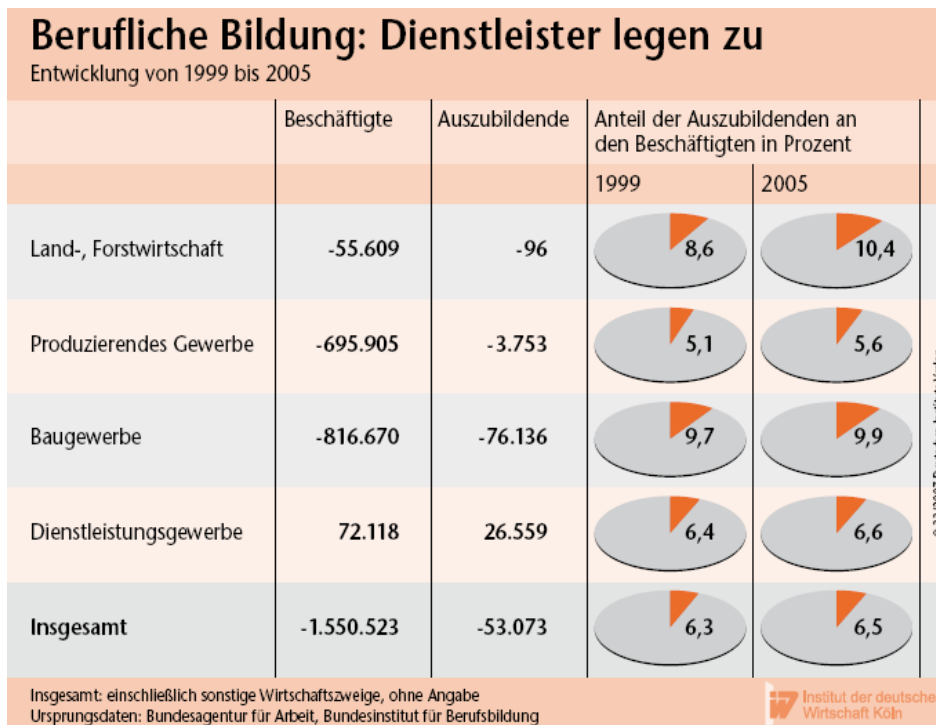
ab 2007: Prognose
Quelle: Kultusministerkonferenz

Institut der deutschen
Wirtschaft Köln

- **Veränderter Ausbildungsmarkt.** Sowohl der anhaltende Strukturwandel der Wirtschaft als auch die demografische Entwicklung stellen die Kombination von schulischer und betrieblicher Ausbildung auf eine harte Probe. Flexibilität ist hier gefragt.

Denn es fallen Ausbildungsplätze weg, da der Strukturwandel der Wirtschaft den traditionell ausbildungsintensiven Branchen arg zu schaffen macht (Grafik auf der nächsten Seite). So

fiel im Baugewerbe von 1999 bis 2005 jede dritte Lehrstelle weg. Gemessen am Beschäftigungsrückgang gibt es aber dennoch anteilig mehr Auszubildende: Die gesamtwirtschaftliche Ausbildungsquote kletterte von 6,3 auf 6,5 Prozent. Andere Branchen wie die Dienstleistungen bieten neue Chancen für junge Leute, doch auch die Industrie stellt anteilig mehr Azubis ein. Bald wird es aber an Nachwuchs mangeln und die Ausbildungsquote mittelfristig sinken.



Abgesehen von den Jahrgängen von 2011 bis 2013 verlassen immer weniger Absolventen eine allgemein bildende Schule: In Westdeutschland sinken die Zahlen bis zum Jahr 2020 um 16 Prozent, im Osten gar um 37 Prozent. Besonders hart trifft es das Handwerk, die Logistik und den Handel – dort haben die Personaler schon heute Probleme, qualifizierte junge Leute zu finden.

- Viele Geringqualifizierte. Schulabgänger bringen oft nicht die erforderlichen Kompetenzen mit, um eine Berufsausbildung ohne besondere Hilfe absolvieren zu können. Dies liegt zum einen an den gestiegenen Anforderungen in der Ausbildung. Zum anderen gehören laut der PISA-Studie 23 Prozent der Schüler eines Jahrgangs zur Risikogruppe mit besonders schwachen Leistungen. So überrascht es wenig, dass nicht jeder Jugendliche innerhalb eines Jahres nach der Schule einen Ausbildungsplatz gefunden hat und sich dann im Folgejahr erneut bewirbt.

Im Vergleich zu 1991 gibt es derzeit mit 385.000 Anwärtern rund 80 Prozent mehr dieser so genannten Altbewerber.

Was noch besorgniserregender ist: Die Altbewerber sind den aktuellen Schulabgängern, die sich bei den Arbeitsagenturen um eine Lehrstelle bewerben, zahlenmäßig sogar überlegen. Immer mehr Jugendliche brauchen außerdem Hilfe, um überhaupt für eine Ausbildung fit zu werden. Waren es Anfang der neunziger Jahre 35 Prozent, gehen inzwischen über 50 Prozent der Schulabsolventen zunächst in eine Integrationsmaßnahme. Hier holen sie beispielsweise einen Abschluss nach oder absolvieren in der Berufsschule ein Berufsvorbereitungsjahr.

- Weitere Baustellen. Ausbildung ist teuer – in weiten Teilen des dualen Systems ist das ein Problem, besonders, wenn der Ausgebildete nicht übernommen werden kann. Weiterhin gibt es kaum verlässliche Informationen und Evaluierungen der Qualifikations- und Bildungsangebote, die beim Übergang in die Ausbildung und den

Beruf helfen sollen. Doch ohne gute Diagnose keine Therapie.

Um all diesen aktuellen Herausforderungen angemessen begegnen zu können, empfehlen die Experten ein Paket an Maßnahmen:

Sprungbrett für Fachkräfte. Hochschulen sollten vermehrt duale Studiengänge anbieten. Praxis und Theorie werden so gleichzeitig gut verknüpft. Bisher verzahnen etwa 670 solcher Modelle Ausbildung und Studium. Was jedoch fehlt, sind Studienangebote für diejenigen, die bereits einen Job haben. Hier müssen flexible, bundeseinheitliche Regelungen für den Hochschulzugang und stärkere Anreize für Hochschulen her, Weiterbildungsangebote zu machen.

Ordnung schaffen könnte ebenfalls ein sogenannter nationaler Qualifikationsrahmen, wie ihn die EU vorschlägt: Bestimmte Kompetenzen werden einer Stufe zugeordnet und somit national und europaweit vergleichbar. Ähnliches ist bei den Leistungspunkten geplant – die Azubis erwerben während der Ausbildung Nachweise in Form von Punkten, die auf weitere Fort- oder Ausbildungen anrechenbar wären; noch ist das Zukunftsmusik.

Flexibilisierung der Ausbildung. Auch Hauptschüler und spezialisierte Betriebe sollten weiterhin eine Chance im dualen System haben – eine schlanke sowie zeitlich und inhaltlich flexibel gestaltete Ausbildungsordnung kann dies fördern. Das erfordert jedoch Mut zur Veränderung der Strukturen. Eine Variante wäre der Ausbau so genannter gestufter Ausbildungsberufe, die einen ersten Abschluss nach zwei Jahren mit einer weiteren Aus- oder Fortbildung kombinieren. Empfehlenswert ist auch, für die Spezialisierung Bausteine anzubieten, aus denen Betrieb und Auszubildender wählen können, damit die individuellen Stärken besser zur Geltung kommen und das Profil zum Unternehmen passt.

Damit die Berufsschulen starke Partner der Unternehmen bleiben, müssen sich die Lehrer

auf dem neuesten Stand der Dinge halten: Fort- und Weiterbildungen haben also auch hier Priorität. Last but not least sollten sich die Bundesländer auf ähnliche Lerninhalte in den Ausbildungen verständigen.

Integration in die Ausbildung. Eine gute Berufsausbildung beginnt bereits in der Schule. Genau da sollten Reformen ansetzen. Je mehr sich Schulen um Kontakte zu den Unternehmen kümmern und die Betriebe ihnen dabei zur Seite stehen, desto besser gelingt dem Nachwuchs der Übergang in die Ausbildung und den Job. Praxisluft schnuppern steht dabei im Vordergrund. Damit Leistungsschwächere nicht auf der Strecke bleiben, müssen auch die Betriebe stärker unterstützt werden; denkbar wären hier ein externes Ausbildungsmanagement und mehr begleitende Hilfen für Azubis. Zusätzlich sollten die Ausbildungsvergütungen stärker nach der Leistung der Azubis differenziert werden.

Generell raten die Autoren des Reformpakets, die zweijährigen Ausbildungsberufe weiter auszubauen, auch für die Höherqualifizierten. Der Bedarf dafür ist da, denn in den bereits vorhandenen 36 zweijährigen Ausbildungsberufen hat sich die Zahl der Auszubildenden in den vergangenen Jahren mehr als verdoppelt.

Kontrolle der Ausbildungsangebote. Um künftig leichter bewerten zu können, wie es um die Qualität und die Nachhaltigkeit der Ausbildungs- und Berufsvorbereitung steht, ist eine regelmäßige Evaluation nötig. Nur so kann beispielsweise verhindert werden, dass manche Jugendliche mehrmals statt nur einmal eine berufsvorbereitende Maßnahme durchlaufen müssen.

Einen besseren Überblick würde auch die derzeit noch diskutierte „Integrierte Ausbildungsstatistik“ liefern, die alle Ausbildungsangebote in einer Übersicht zusammenfassen soll. Zum anderen plant das Bundesbildungsministerium derzeit ein „Berufsbildungs1PISA“, um das duale System international vergleichen zu können.

Duales Studium Zweigleisig zum Diplom

Quelle: *iwd - Informationsdienst des Instituts der deutschen Wirtschaft Nr. 31 vom 2. August 2007*

Nach dem Abitur streben immer mehr Absolventen ein duales Studium an. Kein Wunder, denn die Kombination von Praxis im Betrieb und Theorie an der Hochschule verspricht kurze Ausbildungszeiten, attraktive Startgehälter und gute Aufstiegschancen.

Erst Studium, dann Beruf – in dieser Reihenfolge erklimmen viele Abiturienten die ersten Sprossen der Karriereleiter. Eine Alternative bietet eine Lehre plus Studium. Der Praxischock nach einem theorielastigen Vollzeitstudium bleibt den Absolventen so erspart, und die ausbildenden Unternehmen lernen ihre künftigen Leistungsträger besser kennen. Oft setzen Betriebe die dualen Studenten direkt nach dem Abschluss in mittleren Führungsfunktionen ein. Dort ist aber nicht Endstation der zweigleisigen Fahrt. So mancher der voreilig als „Schmalspurakademiker“ Belächelten schafft es bis in die Führungsspitze – wie Bernhard Schreier, einer der ersten, der nach dem Gymnasium seine Unterschrift sowohl unter seinen Ausbildungsvertrag bei der Heidelberger Druckmaschinen AG als auch unter seine Immatrikulation zum Ingenieurstudium an der Mannheimer Berufsakademie setzte. Heute ist Schreier Vorstandsvorsitzender des Traditionsunternehmens mit knapp 20.000 Angestellten auf der ganzen Welt.

Beispiele wie dieses treiben die Nachfrage nach den kombinierten Ausbildungs- und Studienplätzen in die Höhe – das Angebot kann da nicht mithalten (Tabelle):

Studium plus Lehre: Allerhand Auswahl

	Duale Studiengänge	Kooperierende Unternehmen	Studenten in dualen Studiengängen
Berufsakademien	321	18.062	29.210
Fachhochschulen und Universitäten	315	5.331	12.254
Verwaltungs- und Wirtschaftskademien	29	733	1.503
Insgesamt	665	24.126	42.967

© 31/2007 Deutscher Institut-Verlag

Stand: April 2007
Quelle: www.ausbildung-plus.de

 Institut der deutschen
Wirtschaft Köln

Rund 24.000 Unternehmen fördern ihren Nachwuchs derzeit mit einem ausbildungintegrierten Studium – und kooperieren dabei mit 665 Akademien und Hochschulen. Insgesamt stehen etwa 43.000 duale Studienplätze zur Verfügung.

Zuletzt bewarben sich durchschnittlich 36 junge Leute auf eine freie Stelle. Der Auswahl der klügsten und geeignetsten Köpfe widmen sich die Unternehmen oft mit erheblichem Aufwand. Der intensive Bewerbercheck trägt offensichtlich Früchte, denn zuletzt schafften fast alle Kandidaten das Diplom. In der Regel dauert die Ausbildung drei Jahre. Einen ersten Abschluss haben die Nachwuchsakademiker bereits nach zwei Jahren in der Tasche – beispielsweise als Wirtschaftsassistent oder Industriekaufmann. In beiden Fällen winkt nach weiteren zwölf Monaten ein Abschluss als Diplom-Betriebswirt (BA) – mit Beginn des Studienjahres 2006/2007 arbeiten BWL-Erstsemester auf den Titel „Bachelor of Arts“ hin.

Die größte Auswahl an Studiengängen bieten die Berufsakademien – besonders in ihren Schwerpunktfächern Betriebswirtschaft, Inge-

neurwesen und Informationstechnik. Neben den schon lange etablierten Verwaltungs- und Wirtschaftsakademien engagieren sich zunehmend auch Universitäten und Fachhochschulen in dualen Studiengängen.

Das Institut der deutschen Wirtschaft Köln fördert die Verbindung von Theorie und Praxis

mit einer Datenbank, in der duale Studien- und Ausbildungsgänge erfasst werden. Firmen können ihr Angebot kostenlos im Internet unter www.abiturientenausbildung.net eintragen. Die Sammlung erscheint jährlich in aktualisierter Form auf CD-ROM.



Helmut E. Klein

*Abiturientenausbildung der Wirtschaft – Die praxisnahe Alternative zur Hochschule
CD-ROM in neu bearbeiteter Ausgabe mit 60-seitigem Begleitheft*

Köln 2007, 16,80 Euro

Bestellung über Fax: 0221 4981-445 oder unter www.divkoeln.de

Weiterbildung

Finanzspritze vom Kaffeeröster

Quelle: Stiftung Warentest vom 23. August 2007
www.Stiftung-Warentest.de

Der Hamburger Tchibo-Konzern bietet in seinen Kaffee-Verkaufsstellen weit mehr an als Salzmühlen, Spargeltöpfe und Saunahandtücher: Mit seiner jüngsten Aktion lockt der Kaffeeröster Weiterbildungs-Interessierte an – per

120-Euro-Finanzspritze pro abgeschlossenem Fernlehrgang. STIFTUNG WARENTEST online sagt, was von der Offerte zu halten ist und wie Sie Fallstricke beim Fernlernen vermeiden.

Kooperation mit dem größten Fernlehrinstitut

Aus über 200 Fernlehrgängen können sich Tchibo-Kunden „ihre“ Weiterbildung herausuchen. Kooperationspartner der Aktion, die auf dem Tchibo-Internetauftritt unter der Rubrik „Das Angebot“ bis einschließlich 27. September läuft, ist das Institut für Lernsysteme (ILS). Beim ILS, Deutschlands größtem Fernlehrgang-Anbieter, bilden sich jährlich rund

60000 Erwachsene aller Altersstufen, Qualifikationen und Kompetenzen fort. Thematisch sind den Weiterbildungen des Instituts keine Grenzen gesetzt: Vom Hauptschul- bis zum IHK-Abschluss, von der Astrologischen Psychologie bis zur Netzwerktechnik ist alles dabei.

120 Euro pro Abschluss

120 Euro für einen ILS-Fernlehrgang: Damit erstattet Tchibo seinen Kunden über den Daumen gepeilt einen Monat ihrer Weiterbildung, sofern diese erfolgreich abgeschlossen wird. Denn das ILS stellt seinen Kunden durchschnittlich eben jene Summe pro Monat

in Rechnung. Ein Beispiel: Für einen dreijährigen Lehrgang zum staatlich geprüften Betriebswirt mit dem Schwerpunkt Absatzwirtschaft/Marketing müssen Teilnehmer 4968 Euro berappen, also 138 Euro pro Monat.

Weiterbildung zu Werbezwecken

Neu sind solche Aktionen keineswegs. Allein das ILS hat zum Beispiel mit dem Bertelsmann-Buchclub und dem ADAC zwei weitere Kooperationspartner. Auch sie stellen ihren Mitgliedern ähnliche Sonderkonditionen in Aussicht, wenn sie sich erfolgreich weiterbilden. Hinzu unterhält das ILS Partnerschaften

mit Unternehmen, die ihren Mitarbeitern vergünstigte Konditionen ermöglichen. Auch andere Fernlehrinstitute versuchen, mit solchen Partnerschaften Kunden anzulocken. Neu hingegen ist, dass Unternehmen wie Tchibo Weiterbildung von der Ladentheke aus verkaufen und zu Werbezwecken nutzen.

Nachfrage steigt

Über die Gründe lässt sich nur spekulieren. Am wahrscheinlichsten ist noch der ökonomische. Auch für den Verbraucher bekommt Weiterbildung einen immer wichtigeren Stellen-

wert – und die Ausgaben dafür steigen: Laut einer Schätzung des Bundesinstituts für Berufsbildung (Bibb) zahlt jeder Arbeitnehmer durchschnittlich rund 500 Euro jährlich für

Weiterbildung. Das zeigt auch die gestiegene Nachfrage nach Lernformen wie E-Learning

Vier Wochen kostenlos testen

Tchibo und ILS richten sich mit der Aktion vor allem an Verbraucher, die noch nie aus der Ferne gelernt haben. Um etwaige Hemmschwellen gar nicht erst aufkommen zu lassen, lockert das ILS sogar seine Vertragsbedingungen: So sind während der Aktion die Verbraucherschutzrechtlichen Klauseln für Weiterbildungen teilweise günstiger, als dies

Nicht jeder kann aus der Ferne lernen

Vorsicht ist dennoch geboten: Die Lernform Fernunterricht ist nicht für jeden geeignet. Sie erfordert von den Teilnehmern viel Disziplin und Durchhaltevermögen. Sie müssen Zeitpunkt und Dauer des Lernens in Eigenregie bestimmen. Das ist nicht jedermanns Sache. Auch mangelt es am direkten Kontakt zu Lehrern und Mitschülern. Da fällt es mitunter schwer, am Ball zu bleiben. Eine wichtige Aufgabe fällt deshalb den Beratern der Bildungsanbieter zu. Sie empfehlen nicht nur geeignete

oder Fernunterricht.

das Fernunterrichtsschutzgesetz mindestens verlangt: Teilnehmer dürfen zum Beispiel ihren Lehrgang vier statt wie sonst üblich zwei Wochen kostenlos testen. Und sie können sofort nach Vertragsbeginn eine dreimonatige Kündigungsfrist wahrnehmen. Laut Gesetz ist eine Kündigung ohne Angabe von Gründen erst sechs Monate nach Vertragsbeginn möglich.

Kurse, sondern prüfen auch die grundsätzliche Eignung der Bildungs-Interessierten für einen Fernlehrgang. Diese Aufgabe werden die ILS-Berater auch gegenüber den Tchibo-Kunden wahrnehmen, versicherte ILS-Pressesprecherin Dörte Giebel gegenüber STIFTUNG WARENTEST online. Dafür hat das Institut eigens eine Hotline eingerichtet. Sie ist von Montag bis Freitag jeweils von 8 bis 20 Uhr unter 01 80/1 45 21 45 (gebührenfrei) erreichbar.

BMBF fördert Weiterbildung für arbeitslose AkademikerInnen

Quelle: *Infoweb Weiterbildung*, 17. August 2007
www.IWWB.de

Nach einem erfolgreichen Start im letzten Jahr qualifiziert das Projekt AQUA (= AkademikerInnen qualifizieren sich für den Arbeitsmarkt) erneut arbeitslose Hochschulabsolventinnen und Hochschulabsolventen. AQUA ist ein Bildungsangebot des Akademikerprogramms der Otto Benecke Stiftung e.V., das in 13 berufsspezifischen Studienergänzungen die berufliche Integration von hiesigen und zugewanderten Akademikerinnen und Akademiker, die Arbeitslosengeld I oder ALG II beziehen, fördert. Diese 13-monatigen Weiterbildungsmaßnahmen beginnen bundesweit im Oktober 2007 in Kooperation mit ausgewählten Hochschulen und sind konzeptionell wie methodisch an den

aktuellen Anforderungen des Berufslebens orientiert. Durch die Vermittlung relevanten Fachwissens und anhand integrierter Praktikumsphasen bereitet das Programm auf den (Wieder-) Einstieg in das Berufsleben vor. Die Studienergänzungen werden vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und vom Europäischen Sozialfonds finanziert. Während der Dauer der Fortbildung bleibt der Bezug von ALG I oder ALG II bestehen. Unabhängig von Alter, Studienabschluss (Fachhochschule, Universität), Nationalität, Dauer der Erwerbslosigkeit und jetzigem Wohnort können sich arbeitslose Akademiker/-innen bewerben.

DYNOT (DYNAMIC ONLINETOOL for GUIDANCE) – Ein Hilfsmittel für die Beratung in IT-Berufen

von Bernd-Joachim Ertelt und Regina Korte

DYNOT wurde im Rahmen eines Pilot-Projekts erstellt, das von der EU-Kommission (LEONARDO DA VINCI) gefördert wird. Verantwortlich beteiligt war die BA über die FH Bund, Hochschule für angewandte Wissenschaften in Mannheim, Fachbereich Arbeitsverwaltung, und die ZAV, Auslandsvermittlung Hamburg. Initiiert und koordiniert wird das Projekt vom „Institut für Bildungsforschung der Wirtschaft“ (ibw), Wien. Begonnen wurde im August 2005; über zwei Jahre kooperieren Partnerorganisationen im Bildungs- und IKT-Sektor aus sieben Ländern. Sie entwickeln ein neues, laufend aktualisiertes Beratungsinstrument für IKT-Berufe.

DYNOT liegt vor in den Sprachen Deutsch, Englisch, Bulgarisch, Griechisch, Litauisch und Holländisch. Nutzergruppen sind Beratungsfachkräfte im beruflichen Kontext und Lehrkräfte für Berufsorientierung. Aber ebenso können Menschen in der Berufsentwicklung davon profitieren. Geboten werden Informationen über erforderliche Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten in IKT-Berufen in nationaler und internationaler Dimension.

Die Bedeutung von DYNOT resultiert aus dem raschen Wandel der Anforderungen in den IKT-Berufen. Es gibt bislang nur wenige Informationssysteme, die als ständig aktualisierte Hilfsmittel für berufliche Beratung und Information zur Verfügung stehen.

Besonders wertvoll wird das Instrument durch seine neuartige internationale Ausrichtung. Damit gibt es auch Unternehmen im IKT-Bereich Orientierungen in Bezug auf internationale Kompetenzentwicklungen.

Während der Laufzeit des Projektes wurden folgende Inhalte der Datenbank entwickelt:

- Beschreibungen der Bildungssysteme in den Partnerländern (Österreich, Bulgarien, Deutschland, Griechenland, Litauen, Niederlande, Vereinigtes Königreich)
- Bestehende Online-Angebote für Berufe und Bildungssysteme in den Partnerländern
- Beschreibung der IKT-Berufe und deren Anforderungen
- Die Ergebnisse der Evaluation von Anforderungen durch Experten der Partnerländer
- Verweise zu den entsprechenden Berufsbildern und dazu gehörigen Ausbildungswegen in den Partnerländern

Den Nutzern von DYNOT, seien es Unternehmen, Berater oder Ratsuchende, werden Orientierungen in dem häufig sehr unübersichtlichen Feld der Bezeichnungen, Tätigkeitsbezeichnungen und Kompetenzen bei IKT-Berufen geboten. Schwerpunkte bilden Ausbildungsberufe (Duales System) und Fachschulausbildungen (ISCED – level 3).

Alle bisher in diesem europäischen Projekt entwickelten Inhalte sind verfügbar auf der Internetseite <http://www.dynot.net>.

Bereits Pilotuntersuchungen durch potentielle Nutzer zeigten, dass als besonders positiv bewertet wurde die neuartige Beschreibung der Berufe, insbesondere die Beschreibungen typischer Arbeitstage.

Vertreter von Kammern und Berufsbildenden Schulen hoben diese nicht in Konkurrenz zu bestehenden Systemen wie BERUFEnet und anderen entsprechenden Websites Berufsbeschreibungen und internationalen Vergleichsmöglichkeiten hervor und betonten, dass www.dynot.net besonders gut einsetzbar sei in der Beratung junger Berufswähler und international mobilitätswilliger Arbeitnehmer.

Gute Noten für Berufsberater

Quelle: Pressemitteilung der Regionaldirektion Nordrhein-Westfalen der Bundesagentur für Arbeit vom 17. Juli 2007

Eine bundesweite Befragung im Frühjahr zeigt, dass trotz vielfältiger Internetangebote die persönliche Berufsberatung für Jugendliche einen hohen Stellenwert hat. Die Jugendlichen wurden nach einem Beratungsgespräch bei der Berufsberatung telefonisch um eine Bewertung gebeten. Die Gesamtnote von 2,1 kann sich sehen lassen.

Die Bundesagentur für Arbeit (BA) hat erstmals in diesem Frühjahr bundesweit Jugendliche befragt, wie zufrieden sie mit einem Beratungsgespräch waren. Das Ergebnis kann sich sehen lassen: Die Jugendlichen erteilten ihren Berufsberaterinnen und Berufsberatern die Schulnote 2,1. Erfreulich ist dabei, dass sich die Gesamtnote regional kaum unterscheidet. Auch in Nordrhein-Westfalen hat das persönliche Gespräch mit einem Berufsberater einen hohen Stellenwert.

Am besten wurden die Rahmenbedingungen für die Gespräche beurteilt. Fragen nach der Zeit für das Beratungsgespräch oder ob es störungsfrei verlaufen ist, wurden mit 1,5 bzw. 1,7 bewertet.



Ebenfalls gute Noten erhielten die Berater bezüglich der Qualität des Gesprächs. Für die Jugendlichen waren die Gespräche gut nachvollziehbar, die Schritte, die als nächstes zu tun sind, wurden klarer, sie erhielten hilfreiche Informationen über Berufe, Schule und Studium (1,7 bis 2,3).

Zufrieden zeigten sich die Jugendlichen auch bei der Bewertung, wie sehr das Gespräch geholfen hat, eine Entscheidung zu treffen. Verbesserungspotenzial sahen sie im Bereich der Ausbildungsvermittlung und der Arbeitsmarktinformation (2,8).

Die Ergebnisse der Befragung helfen bei der Weiterentwicklung des Beratungskonzepts der BA. Befragt wurden insgesamt mehr als 15.000 zufällig ausgewählte Jugendliche, die zuvor bei Beratungsgesprächen in einer Agentur für Arbeit waren. Die Befragung wird auch in den nächsten Jahren durchgeführt.

Arbeitsmarkt für Ältere Große Unterschiede nach Region und Branche

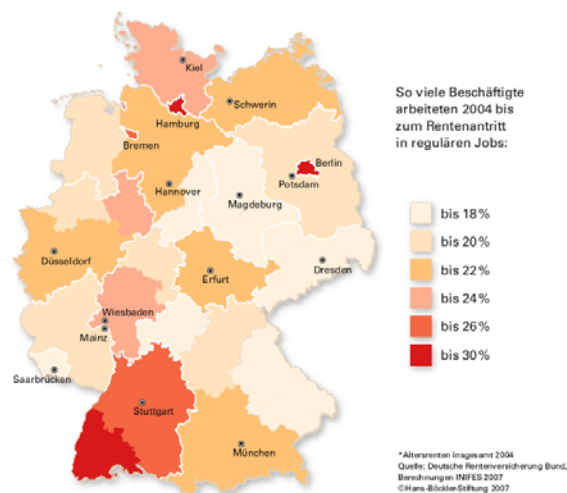
Quelle: Pressemitteilung Hans-Böckler-Stiftung vom 24. Juli 2007

Mit einem demografisch bedingten Fachkräftemangel ist in Deutschland in den nächsten 20 Jahren nicht zu rechnen. Aber die Probleme Älterer am Arbeitsmarkt drohen sich zu verschärfen. Denn im nächsten Jahrzehnt kommen deutlich mehr Menschen in die Spätphase des Erwerbslebens - und die Berufschancen der 55- bis 64-Jährigen stehen schon jetzt in vielen Regionen und Branchen nicht gut. "Für die regionale Arbeitsmarktpolitik wird dies auf Jahrzehnte hinaus die entscheidende demografische Herausforderung sein", schreiben Professor Ernst Kistler, Andreas Ebert und Falko Trischler vom Internationalen Institut für Empirische Sozialökonomie (INIFES). Die Wissenschaftler haben umfassende Daten zu Demografie, Arbeitsmarkt und Rentengeschehen zusammengestellt. Ihr Projekt "Smart Region" wurde von der EU-Kommission und der Hans-Böckler-Stiftung gefördert.

Eine wichtige Kenngröße für die Situation Älterer auf dem Arbeitsmarkt ist der Anteil der Beschäftigten, die bis zum Eintritt in die Altersrente eine sozialversicherungspflichtige Beschäftigung haben. Die INIFES-Studie macht die regionalen Unterschiede deutlich: In ländlichen Gegenden im Westen des Landes, in Bayern und in weiten Teilen Ostdeutschlands sind die Werte niedrig, in Baden-Württemberg, dem Rhein-Main-Gebiet, Schleswig-Holstein und den Stadtstaaten dagegen überdurchschnittlich. Eine interaktive Deutschlandkarte im Netzangebot der Hans-

Böckler-Stiftung zeigt die regionalen Daten für alle deutschen (Regierungs-) Bezirke.

Ältere im Job: Probleme auf dem Land und im Osten



Für einen langen Verbleib im Job sind zwei Faktoren entscheidend, resümieren die Forscher: Die allgemeine Lage am Arbeitsmarkt und die regionale Wirtschaftsstruktur. So sind die Beschäftigungschancen Älterer im Dienstleistungssektor besser als in Industrie und Landwirtschaft. Weil Ältere oft in Industriebereufen tätig waren, sind sie von Jobverlusten in Folge des Strukturwandels besonders betroffen. Zudem scheidet aus Fertigungsberufen ein größerer Anteil aufgrund der Gesundheitsbelastungen vorzeitig aus.

Mehr Informationen, weitere Daten aus der Studie und Infografiken zum Download im Böckler Impuls 12/2007: www.boeckler.de/cps/rde/xchg/hbs/hs.xsl/32014_87247.html

Interaktive Deutschlandkarte:
http://boeckler.de/medien/swf/impuls_grafik_flash_2007_12_4.swf

Literaturhinweise

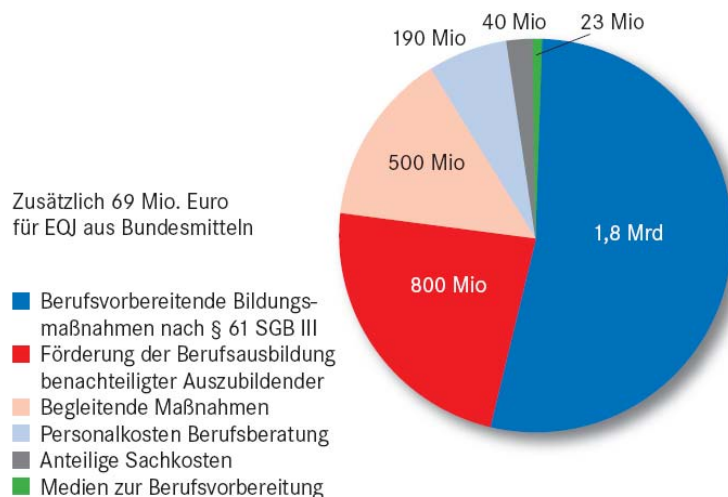
Dritte Auflage der Broschüre „Beratung, Vermittlung und Förderung von Schulabgängern“

Quelle: Bundesagentur für Arbeit, Arbeitsmarktberichterstattung
2. August 2007

Die dritte Auflage der Broschüre "Beratung, Vermittlung und Förderung von Schulabgängern" ist erschienen. "Mit Rückenwind ins Berufsleben - Partner Berufsberatung" betrachtet die Entwicklung des Berufsberatungsjahres 2005/2006. Über eine dreiviertel Million Jugendliche strebten 2005/2006 eine klassische Berufsausbildung an. Hingegen wurden in diesem Zeitraum der BA weniger als eine halbe Million Ausbildungsstellen gemeldet. Welche Stellen-Bewerber-Relation hat sich hier

genau ergeben? Welche Berufe waren bei den Bewerbern gefragt? Welche Alternativen zur Berufsausbildung wurden genutzt? Die Broschüre gibt zudem einen guten Überblick über ein breites Spektrum an Leistungen der BA, die mit einem Gesamtvolumen von rund 3,3 Mrd. Euro für Jugendliche mit dem Ziel einer bestmöglichen Unterstützung für einen erfolgreichen Einstieg in die Berufswelt, erbracht wurden.

Die BA investiert 3,3 Milliarden Euro
in den Ausbildungsmarkt



Im Internet steht die Broschüre kostenlos im Volltext zur Verfügung unter der Adresse:
http://www.pub.arbeitsamt.de/hst/services/statistik/000100/html/sonder/schulabgaenger_05_06.pdf

Der Tabellenanhang – auch zu regionale Entwicklungen - steht in einem eigenen Dokument zur Verfügung:
http://www.pub.arbeitsamt.de/hst/services/statistik/000100/html/sonder/schulabgaenger_05_06-tabellenanhang.pdf

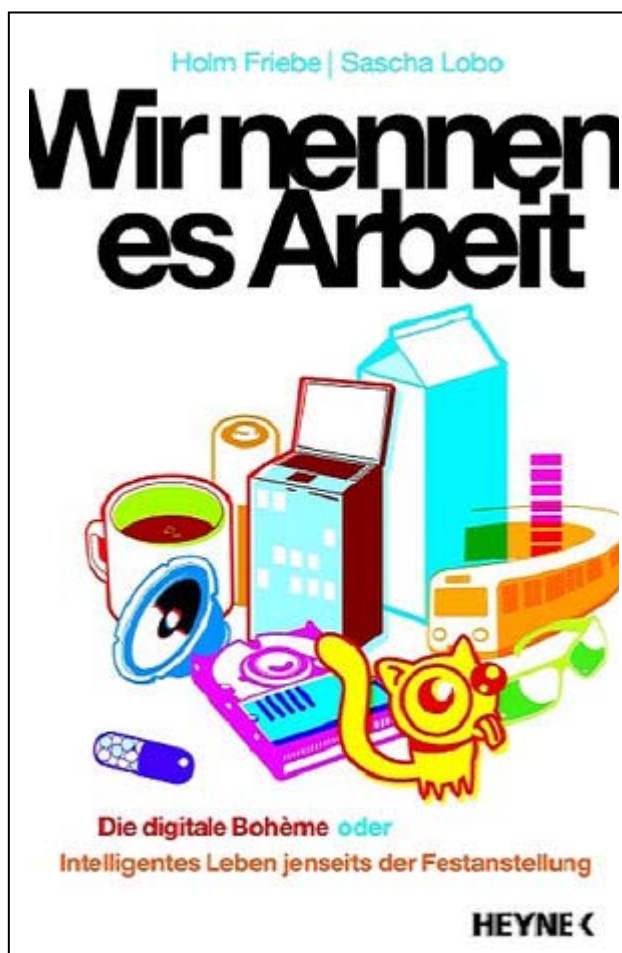
Wir nennen es Arbeit

Ein aktuelles Buch entfacht eine zeitgemäße Diskussion über die Frage:
Gibt es ein gelingendes Erwerbsleben in der doppelt freien „digitalen Bohème“?

„Wir nennen es Arbeit“, so heißt der Titel der Publikation, um die es im Folgenden gehen soll, und die beiden Untertitel des Buches machen schrittweise deutlicher, was seine Grundthese ist: „Die digitale Bohème. Intelligentes Leben jenseits der Festanstellung“. Damit zielen die beiden Autoren Holm Friebe und Sascha Lobo mitten in eine aktuelle Kontroverse, die sich um folgende Fragen entwickelt: Entwertet die moderne Ökonomie, entwertet der globale Kapitalismus die Arbeit in den reichen Regionen der Erde? Bleiben selbst den akademisch Ausgebildeten nurmehr unfreiwillig eingegangene und prekäre Arbeitsverhältnisse wie Praktikum und temporäre Projekt bezogene Verträge? Ist die Festanstellung und damit alles, was an sozialen Transferleistungen an sie geknüpft ist, für die nachwachsende Generation nur noch im Ausnahmefall zu erreichen?

Oder ist es – zumindest im Bereich der hoch Qualifizierten - gerade ein Zeichen neu gewonnener Machtstellung des knapper werdenden Humankapitals, dass sich immer mehr Fachkräfte gar nicht mehr auf eine langfristige

Bindung zu vorgegebenen Konditionen einlassen müssen und wollen? Am 26. August ging in Berlin ein viertägiges Festival zu Ende, das von der Gemeinde veranstaltet wurde, die sich um die Autoren des Buches geschart hat.



Ob das Buch alle genannten Fragen auf empirisch gesättigter Grundlage und in sachlich ausgewogener Analyse zu beantworten sucht, soll hier nicht das zentrale Thema sein. Da die entsprechende Diskussion aber ein wichtiges Thema für alle ist, die sich professionell mit den Entwicklungen am Arbeitsmarkt und in der Landschaft der Berufe beschäftigen, dokumentieren wir im Folgenden Textauszüge aus der Publikation selbst, einige Kurzberichte über diverse Rezensionen (aus dem bewährten und unseren Lesern sehr empfohlenen Kulturdienst

www.Perlentaucher.de) und den Volltext einer Rezension der auf diesem Themenfeld wohl kompetentesten überregionalen deutschen Tageszeitung, der gerade rund erneuerten Frankfurter Rundschau (www.Frankfurter-Rundschau.de).

Textauszug aus „Wir nennen es Arbeit“

Vorrede

Unsere gemeinsame Vorgeschichte, und damit die Vorgeschichte dieses Buchs, beginnt etwa um das Jahr 2001 herum. Die New Economy war gerade zusammengebrochen und hatte uns in ihrer Spätphase unabhängig voneinander tiefe Einblicke in die Unternehmens- und Arbeitswelt beschert. Wir waren hin und her getaumelt zwischen Internet-, Trend- und Werbeagenturen, die heiße Luft mit je nach Bedarf angepasster Temperatur verkauften. Es hatte anfangs durchaus Spaß gemacht. Dann war es unbequem geworden. Und danach standen wir beide wieder auf verschiedenen Seiten der Trümmer. Wir lernten uns kennen über ein textlich ambitioniertes Internet-Forum, www.hoeflichepapparazzi.de, das ursprünglich für Schilderungen zufälliger Prominentenbegegnungen ausgelegt war, bald aber zu einer Enzyklopädie aller Lebenslagen ausuferte und zu einer großen Sozialmaschine wurde. Unterschiedliche Menschen mit ähnlicher Geisteshaltung lernten sich kennen und schätzen, die sich sonst nie begegnet wären. Unser Lebensgefühl im Berlin der Post-New-Economy-Ära war stark geprägt durch diese neue soziale Dynamik, und wir verdienten Geld nebenbei, indem wir Artikel für Zeitungen schrieben, uns als Freelancer in Agenturen verdingten und uns gegenseitig Jobs zuschoben. Parallel dachten wir in größerer Runde über den Aufbau eigener Strukturen nach, die alles Gute und Sinnvolle einer Firma beinhalten sollten, ohne das Schlechte und Nervende, das wir zuvor ausreichend kennen gelernt hatten. So entstand die Zentrale Intelligenz Agentur (ZIA) als virtuelle Firma und Netzwerk von Freiberuflern. Sie existiert nur auf einem Server und in den Köpfen der daran beteiligten »Agenten« und »Inoffiziellen Mitarbeiter«, wie die offiziellen Titelbezeichnungen lauten. Obwohl das Ganze anfänglich eher als »ironische Firma« oder Parodie eines richtigen Unternehmens wahrgenommen wurde, hat die ZIA mittlerweile mehrere Metamorphosen durchlaufen, ihre Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit immer wieder unter Beweis gestellt und leistet so bis

heute gute Dienste als gemeinsame Operationsplattform. Wenn wir - was nun wieder gelegentlich vorkam - von den Unternehmen, für die wir arbeiteten, Angebote für Festanstellungen bekamen, durchaus gut dotiert und mit scheinbar großem Gestaltungsspielraum, sagten wir jedes Mal ab. Wir bemerkten, dass es gar nicht unbedingt Zuschnitt und Ausgestaltung der einzelnen Posten waren, die uns abschreckten, sondern das System Festanstellung selbst. Jede Form der abhängigen Lohnarbeit wäre für uns der »milden Krankheit« gleichgekommen, als die auch der Philosoph Frithjof Bergmann sie beschreibt: »Eine Zeit, in der man nicht wirklich lebt, man zählt nur die Wochen und Monate, bis es vorbei ist.« Die Vorstellung, genau zu wissen, wo man den übernächsten Dienstag von zehn bis neunzehn Uhr verbringen wird, wird nicht schön durch einen monatlichen Scheck. Sie wird nur erträglicher. Wir hatten aber keine Lust mehr, den Weg des geringsten Leids zu gehen; wir wollten den Weg der größten Freude. Besonders bei der Arbeit. Aus diesem Gefühl heraus entstand im Sommer 2005 die Idee, ein Buch über unsere Lebenseinstellung und Arbeitsweise zu schreiben. Jetzt tauchte die Frage auf: Inwieweit ließen sich unsere Erfahrungen auf einen größeren gesellschaftlichen Rahmen übertragen? Eine kurze Zählung im Freundeskreis ergab einen Freiberufleranteil von 90 Prozent, also eigentlich alle außer einem, Philipp. Natürlich war das eine gesellschaftlich vollkommen irrelevante Zahl, vor allem, weil die Zählung in einer Kneipe um halb vier Uhr morgens in der Nacht von Montag auf Dienstag stattfand. Aber irgendwie war genau das der Punkt. Kein Vertreter der Millionen Angestellten konnte unsere Zählung entkräften, weil sie - bis auf Philipp - längst im Bett lagen und ein paar Stunden später wieder im Büro sein mussten. Waren wir einem Phänomen auf der Spur oder überhöhten wir unseren überschaubaren Berliner Nahbereich mythisch, um dem Versacken an Wochentagen eine gesellschaftstheoretische Grundlage zu verpassen?

Als der Herbst gekommen war, erkannten wir, dass wir das Untersuchungsfeld ausdehnen und obendrein die Technik und ihre soziale Komponente hinzudenken mussten. Sie waren uns selbst so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass wir ihre Bedeutung für unser Thema - gemäß dem polnischen Sprichwort »Unter der Laterne ist es am dunkelsten« - lange Zeit übersehen hatten. Wohin wir auch sahen, in Bücher, Zeitschriften und vor allem ins Netz: Überall gab es Anzeichen dafür, dass immer mehr Menschen so lebten wie wir. Es war an der Zeit, das »So wie wir« endlich zu definieren und einen Begriff dafür zu finden. Die Definition fand sich schnell: So arbeiten, wie man leben will, und trotzdem ausreichend Geld damit verdienen; das Ganze ermöglicht und befördert durch das Internet, und zwar auch in Bereichen, die auf den ersten Blick nichts mit dem Netz zu tun haben. Wesentlich schwieriger gestaltete sich das Unterfangen, einen Begriff für diese Leute zu finden, der sowohl die soziologischen als auch die technologischen Aspekte abbildete. Schließlich kamen wir auf die »digitale Bohème«, eine Bezeichnung, die nicht gleich einschlug, uns jedoch um die Beine strich wie ein flauschiger, aber hässlicher Hund. Wir sahen ihn nicht an, doch mit einem Mal hatte er sich in unser Herz gekuschelt. Inzwischen ist der Hund auch gar nicht mehr hässlich, das wirkte nur so, weil Vorder- und Hinterteil scheinbar nicht zusammenpassen. Die digitale Bohème begreifen wir nicht als Gegenstück, sondern als Weiterentwicklung der analogen Bohème. Die analoge Bohème, das waren Menschen, die die Nacht zum Tag und ihr Leben zur Kunst machten und deshalb am Existenzminimum lebten. Früher war die Gesellschaft starrer und die Arbeitswelt restriktiver. Wenn man sich nicht in die Strukturen fügte, verdiente man kein Geld. Also waren Leute, die lebten, wie sie wollten, und nicht, wie sie sollten, arm. Heute muss das nicht mehr so sein, und dass es nicht mehr so ist, verdanken wir zu einem großen Teil der Entwicklung des Internet und dem Übergang von einer analogen zu einer digital orientierten Kultur. Die digitale Bohème, das sind Menschen, die sich dazu entschlossen haben, ein selbstbestimmtes Leben zu

führen, dabei die Segnungen der Technologie herzlich umarmen und die neuesten Kommunikationstechnologien dazu nutzen, ihre Handlungsspielräume zu erweitern. Entlang der Begriffe »Bohème« und »digital« ist das Buch grob in zwei Teile untergliedert. Bevor wir im zweiten Teil stärker auf die technologischen und ökonomischen Aspekte der digitalen Bohème eingehen, werden im ersten Teil die historischen und soziologischen Fundamente gelegt. Im »Prinzip Bohème« tauchen wir in die Vorgeschichte der Bohème als Wirtschaftsfaktor ein und zeichnen den Übergang von der analogen zur digitalen Bohème nach. »Der unflexible Mensch« handelt vom Gegenteil, von der derzeitigen Angestelltenwelt und ihrem insgesamt miserablen Zustand. Die »Währung Respekt« erläutert ein Grundprinzip der digitalen Bohème, die andere als rein finanzielle Währungen und Kapitalformen kennt. Auf die praktischen und organisatorischen Probleme dieser Lebensform gehen wir in »Work in Projects« ein, wo auch erläutert wird, wie sich die früher übel beleumundeten Projektmacher zu wirtschaftlichen Taktgebern entwickelt haben. In »Bohème und Big Business« loten wir die jüngsten Frontverläufe zwischen Kommerz und Kultur, Subversion und Marketing aus und verfolgen die Frage, wer hier eigentlich wen benutzt. »Place Does Matter« richtet den Blick auf das Areal des Realen und die Bedeutung von Orten, wobei der Tatsache Rechnung getragen wird, dass auch der digitale Raum immer lokaler wird und mit der Benutzeroberfläche der Stadt verschmilzt. Von Interfaces und dem Internet handelt »Das soziale Netz«; davon, dass das World Wide Web als Web 2.0 wieder stärker zu seinem sozialen Ursprungscharakter zurückfindet. Für das anschließende Kapitel »Kommunizierende Röhren«, das mit den Blogs eine der wichtigsten Säulen des Web 2.0 behandelt, haben wir mehr als 50 Blogger und Blogexperten befragt. Dieser subjektiv ausgewählte, aber aussagekräftige Querschnitt trägt zu einem besseren Verständnis der deutschsprachigen Blogosphäre bei, die im internationalen Vergleich noch ein wenig hermetisch wirkt. Dass sich mit Blogs und anderen Geschäftsmodellen der digitalen Bohème durchaus Geld verdienen lässt, zu-

mindest indirekt, zeigen wir im Kapitel »Virtuelle Mikroökonomie«, wo wir die grundlegende wirtschaftliche Mechanik der digitalen Bohème an einigen Beispielen illustrieren. Diese wirtschaftlichen - aber auch viele gesellschaftliche - Grundmuster werden sich in Zukunft noch stärker in den komplett virtuellen Raum von Online-Spielen verlagern, die wir in »Money for Nothing« beschreiben. Im letzten Kapitel »Die parallele Gesellschaft« versuchen wir schließlich, unsere Beobachtungen in einen größeren gesellschaftlichen Rahmen einzubauen, und wagen einige Schlüsse darüber, wie die digitale Bohème nicht nur die Kultur und das Stadtbild, sondern die Arbeitsgesellschaft als Ganzes verändern könnte. Wir glauben - und glauben es jetzt, wo wir das Buch abgeschlossen haben, noch mehr als zu Anfang -, dass es Alternativen gibt zum erstarrenden System der festgestellten Erwerbsarbeit, die uns neben der Massenarbeitslosigkeit auch eine Massenunzufriedenheit beschert hat. Und wir glauben, dass noch viel mehr Menschen nach den Regeln der digitalen Bohème selbstbestimmt arbeiten und leben können und werden. Die Individualisierung, die der wichtigste gesellschaftliche Trend des 20. Jahrhunderts war, könnte damit im 21. Jahrhundert erst ihre eigentliche Qualität offenbaren: indem Individuen ihre Individualität nicht mehr nur über den Konsum, sondern auch darüber entfalten, wann und wie sie arbeiten. Die digitale Bohème bedeutet aber nicht Einzelkämpfertum, sondern dass neue freiwillige Gemeinschaften jenseits der bürgerlichen Sphären von Nation, Unternehmen und Familie entstehen. Auch wenn Eigenverantwortung und Bürgersinn darin eine Rolle spielen, ist sie eher als Gegenentwurf zu Neoliberalismus und neuer Bürgerlichkeit zu verstehen. Wie das im Einzelnen in der Zukunft funktionieren wird, ist uns selbst in vielen Punkten noch unklar, insbesondere die Fragen, wie sich unser Konzept mit den Komplexen »schwächelnde Sozialsysteme« und »alternde Gesellschaft« verträgt. Vieles wird man unterwegs herausfinden müssen. Wir wollten zunächst einmal die Chancen, die sich ergeben, für diejenigen aufzeigen, die davon unmittelbar profitieren können. Vielen aus der jüngeren Generation braucht man die-

se Verheißung nicht nahe zu bringen, weil sie sie ohnehin verspüren und längst entschlossen sind, ihr Leben danach einzurichten. Ihnen kann das Buch aber als Argumentationshilfe gegenüber der älteren Generation dienen, die nicht einsehen möchte, dass die Praktiken der digitalen Bohème auch eine Form der Arbeit darstellen - und wahrscheinlich eine zukunfts-trächtigere als die heute immer noch propagierte. Um Missverständnissen vorzubeugen: Dies ist kein Berlin-Buch und auch kein Buch über Berlin, auch wenn wir hier leben und arbeiten und viele Beispiele aus dem unmittelbaren und erweiterten Umfeld heranziehen. Wir haben uns um einen neutralen Blick auf die Dinge bemüht, der bis ins Ausland reicht, dabei aber einen eindeutigen Fokus auf den deutschsprachigen Raum legt. Es mag sein, dass in Berlin schon allein wegen der sprichwörtlich niedrigen Lebenshaltungskosten vieles möglich ist, das in anderen Städten schwieriger zu realisieren wäre. Aber die grundlegenden Mechanismen dahinter sind global, ebenso wie die sozialen Trends. Das meiste von dem, was wir beschreiben, findet ohnehin im digitalen Raum statt. Genauso wenig ist dies ein Generations-Buch, das nur das Lebensgefühl der Um-die-30-Jährigen anspricht. Zwar gibt es eine natürliche Tendenz dahin, dass neue Techniken und Lebensweisen zuerst von den Jüngeren erprobt und übernommen werden, aber auch eine wachsende Anzahl von Menschen jenseits der 40, 50 oder 60 erkennt und nutzt die sich ergebenden Freiheiten. Dennoch wollen wir nicht verschweigen, dass vieles in diesem Buch unseren eigenen Erfahrungen entstammt. Während wir im Frühjahr und Sommer 2006 an diesem Buch schrieben, passierten einige Dinge, die wir als Bestätigung unseres Weges sehen. Im Juni wurde unser kollektives Weblog riesenmaschine.de, in das wir ein Jahr lang viel Aufbauarbeit investiert hatten, mit dem Grimme-Online-Award, dem wichtigsten deutschen Web-Preis, in der Sparte »Kultur und Unterhaltung« ausgezeichnet. Noch im selben Monat gewann unsere Freundin und ZIA-Mitbegründerin Kathrin Passig - die auch an Entstehung und Endfassung dieses Buchs einen gehörigen Anteil trägt - bei den »Tagen der Deutsch-

sprachigen Literatur« in Klagenfurt den Ingeborg-Bachmann-Preis und den Publikumspreis. Abgesehen von ihrem schönen, intelligenten Text fand auch das unorthodoxe Videoporträt der Autorin, das die ZIA produziert hatte, viel Beachtung und lenkte die mediale Aufmerksamkeit auf die Produktionszusammenhänge dahinter. Zeitungen, Radiostationen und Fernsehredaktionen wollten irritiert wissen: »Wo kommt das alles plötzlich her?« Und wie funktionieren solche Produzentennetzwerke zwischen Kommerz und Kunst, Wirtschaft und Leidenschaft? Ein paar Antworten auf diese Fragen finden sich auch in diesem Buch. Wir haben es unter anderem geschrieben, um Lesern, die noch unschlüssig sind, ob sie die Festanstellung an den Nagel hängen und das riskante, aber vielversprechende Leben in der digitalen Bohème wagen sollen, Mut zu machen. Aus unserer Erfahrung können wir sagen: Es lohnt sich. Wir hoffen, mit diesem Buch das nötige Rüstzeug zu liefern, auch wenn es kein Ratgeberbuch à la »In elf Schritten zur digitalen Bohème« ist. Weil sich im Internet, von dem weite Teile dieses Buchs handeln, die Dinge schnell verändern und Jahre wie Hundejahre zählen, ist nicht auszuschließen, dass einige der Fakten, Zahlen und Detailinformationen bald überholt sein

werden (die grundlegenden Mechanismen, die wir beschreiben wollen, hoffentlich nicht). Um diesem Missstand zu begegnen, haben wir unter www.wirnennenesarbeit.de eine Website eingerichtet, wo das Buch gewissermaßen weitergeschrieben, Fehler korrigiert und neue Entwicklungen angemessen gewürdigt werden. Auch die Links zu allen Informationsquellen aus dem Web, die wir herangezogen haben, finden sich dort und nicht im Literaturverzeichnis, weil wir es für altmodisch und albern halten, einen langen URL-Pfad von Hand abzutippen. Wo also keine Quelle genannt wird, findet sich der zugehörige Link auf der Website zum Buch. Darüber hinaus möchten wir den Rückkanal öffnen und die Leser einladen, uns auf dieser Website ihre Meinung und Ergänzungen zum Buch mitzuteilen. Wir verstehen »Wir nennen es Arbeit« nicht als Schlussstrich unter eine abgeschlossene Entwicklung, sondern als Beitrag und vielleicht neuen Auftakt zu einer Diskussion darüber, wie wir in Zukunft leben und arbeiten wollen, und wie uns die Technik dabei behilflich sein kann.

Holm Friebe und Sascha Lobo
Berlin, August 2006

KAPITEL 1 DAS PRINZIP BOHÈME

Als Maulwurfshaut, englisch: »Moleskin«, bezeichnete man früher einen billigen Bezugstoff aus Wachs und dunkler, angerauter Baumwolle, der von Ferne tatsächlich an das samtige Stoppelfell von Maulwürfen erinnerte. Ursprünglich wurde das strapazierfähige Material etwa als Sitzbezug für die harten Holzbänke in Pariser Kneipen und Kaschemmen verwandt. Aber auch die preiswerten Notiz- und Skizzenbücher der Künstler und Literaten, die sich in diesen Etablissements aufhielten, waren mit Maulwurfshaut bezogen, was ihnen auch die umgangssprachliche Bezeichnung verlieh. »Moleskine ist das legendäre Notizbuch der Künstler und Intellektuellen der vergangenen zwei Jahrhunderte: von van Gogh

bis Picasso und von Ernest Hemingway bis Bruce Chatwin. Ein handlicher, zuverlässiger Reisegefährte für Skizzen, Notizen, Geschichten und Eindrücke, bevor sie zu berühmten Bildern oder zu Seiten von geliebten Büchern werden sollten.« So steht es in sechs Sprachen auf dem Beilegezettel zum heute unter gleichem Namen angebotenen Notizbuch. Ursprünglich »von kleinen französischen Betrieben hergestellt, die die von der internationalen Avantgarde frequentierten Pariser Schreibwarengeschäfte belieferten«, sei es irgendwann verschwunden und lange Zeit unauffindbar gewesen. Bis 1998, um genau zu sein, als die italienische Firma Modo & Modo sich die Markenrechte sicherte und das ehemals spottbilli-

ge Büchlein in gehobener Ausstattung wieder auflegte, zwar ohne Maulwurfshaut, dafür in chinesischem Kunstleder mit Fadenheftung, Lesebändchen und Gummiband zum Arretieren. Weltweit wird es in zahllosen Varianten über Schreibwarenläden, Buchhandlungen, Museumsshops und das Internet vertrieben und ist allem Anschein nach - trotz eines Preises von über zehn Euro für die Basisversion - ein echter Verkaufsschlager. Zur Erklärung noch einmal der Marketing-Waschzettel: »Das legendäre schwarze Notizbuch kehrt zurück, um von einer Tasche in die andere zu wandern, und begleitet mit seinen unterschiedlichen Seitenlayouts die kreativen Berufe und die Ideenwelt unserer Zeit.« Ganz offensichtlich trifft das Moleskine-Notizbuch einen Nerv der Zeit, wenn nicht nur Schriftsteller und Künstler es benutzen (denen es nicht selten zu teuer ist), sondern immer mehr ganz normale Menschen in Angestelltenberufen. Es scheint ein Symptom zu sein - fragt sich nur, für was? Nils Minkmar von der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung (27.11.2005) meinte darin ein kollektives Auflehnen gegen die Übertechnisierung des Alltags zu erkennen: »Das Neue kostet zu viel Zeit. Immer verlangt es nach Aufmerksamkeit und Strom. Moleskine-Notizbücher stellen sich diesem Wahn entgegen.«

gen.« Aber so ganz kann das auch nicht stimmen, denn häufig begegnet man dem Büchlein in Begleitung technischer Gegenstände und Gadgets wie Mobiltelefon und Digitalkamera. Tobias Kniebe argwöhnte deshalb im SZ-Magazin (13.4.2006), dass es sich um ein reines Prestigeobjekt handelt: »Es spielt nicht die geringste Rolle, was Sie in ein Moleskine hineinschreiben. Entscheidend ist, dass Sie es im richtigen Moment aus der Tasche ziehen, dass Sie es souverän zu handhaben wissen und dass Sie den simplen Vorgang, das Ergebnis einer Hirntätigkeit zu notieren, auffällig und vor Publikum erledigen.« Auch das ist natürlich journalistisch überpointiert, denn tatsächlich sind die Büchlein praktisch und verfügen als analoges Speichermedium und perfekte Ergänzung zu Rechner und Laptop über einen hohen Gebrauchswert. Hat man sich einmal daran gewöhnt, möchte man nicht mehr darauf verzichten. Darüber hinaus aber liefern sie einen symbolischen Mehrwert, indem sie den Verwender und seine Aufzeichnungen in die Tradition großer Künstler und Schriftsteller stellen, die das Arbeiten außer Haus perfektioniert haben. Die viel bemühte Forderung von Joseph Beuys »Jeder Mensch ein Künstler!« wird auf diese Art schleichend in den Alltag übersetzt.

Kurzberichte des Perlentauchers:

Rezensionsnotiz zu Frankfurter Allgemeine Zeitung, 08.12.2006

Eberhard Rathgeb entdeckt in Holm Friebe und Sascha Lobos "Wir nennen es Arbeit", in dem sich die Autoren für ein Leben als vernetzte Freiberufler stark machen, das "Manifest" der neuen "digitalen Boheme". Durchaus interessiert aber mit einer gehörigen Portion Spott gewinnt der Rezensent Einblick in das emphatische Bekenntnis gegen ein eintöniges Angestelltenleben und das Leben jenseits von Büros und festen Arbeitsplätzen. Dabei merkt er etwas gemein an, dass sich so nur leben

lässt, wenn auf der anderen Seite beispielsweise Verlage mit festen Mitarbeitern und Angestellten dafür sorgen, dass sie die Früchte ihrer Arbeit auch ernten können. Menschen, die lieber "Fontane lesen" als sich im Internet herumzutreiben, werden das "zweite Leben" im Netz, das in dem Buch beschworen wird, sicher erstaunlich finden, meint Rathgeb, und es ist wahrscheinlich, dass er sich auch zu denjenigen zählt.

Rezensionsnotiz zu Die Tageszeitung, 11.11.2006

Ganz interessant, aber so interessant dann auch wieder nicht, findet Rezensent Kolja Mensing das Buch und seine gehypten Macher. Erst arbeite sich das Duo brav durch die Sekundärliteratur zum Thema und lasse so ziemlich alle Stichworte fallen, die die Diskussion in Sachen "postindustrielle Gesellschaft" in den letzten Jahren geprägt hätten. Interessant findet der Rezensent die daran anküpfenden Überlegungen erst, als es um Richard Florida und seinen bisher nicht übersetzten Best-

seller "The Rise of the Creative Class" geht. Aufschlussreich findet Mensing auch die Überlegungen des Buchs zur Mikroökonomie des Internets, seine Funktion als "Low-Budget-Wirtschaftsraum" und einige Fallbeispiele funktionierender Modelle. Insgesamt bemängelt Mensing aber einen gewissen "Zwangsoptimismus" von Holm Friebe und Sascha Lobo in Sachen digitaler Boheme, der ihm nicht durchgehend angemessen und gerechtfertigt zu sein scheint.

Rezensionsnotiz zu Frankfurter Rundschau, 08.11.2006

Richtig interessant wird es für Rezensent Lenz Jacobsen erst, wenn die Autoren auf die realen Internetplattformen wie YouTube und MySpace zu sprechen kommen. Die intellektuelle Unterfütterung hingegen mit vielen Zitaten von Marx bis Bordieu hält er für "gut lesbar", aber letztlich Papier. Wichtigste Währungen für die anfangs immer unbezahlte Arbeit im Netz sei den Autoren zufolge "Aufmerksam-

keit" und "Respekt". Wenn sie daraus für die Zukunft mögliche reale Verdienstquellen ableiten, ist dies für den Rezensenten nicht mehr als eine "diffuse Hoffnung". Und ihrem Credo, lieber unabhängig und kreativ zu werkeln als angestellt und verblödet, begegnet er mit dem Hinweis auf die Bloggerin Mercedes Bunz, für die digitale Bohemiens nur die unterbezahlten Hilfszwerge der Kulturindustrie darstellten.

Rezensionsnotiz zu Süddeutsche Zeitung, 24.10.2006

Mit großem Interesse hat Jens Bisky von der neuen, digitalen Boheme erfahren, deren Leben Holm Friebe und Sascha Lobo in "Wir nennen es Arbeit" beschreiben. Ziel der neuen Bohemiens sei die intelligente Lebensführung jenseits der Festanstellung, also der Versuch, angesichts der Arbeitslosigkeit individuelle und kreative Möglichkeiten der Betätigung zu finden - zumeist gekennzeichnet durch einen hohen Grad an persönlicher Freiheit bei geringem Einkommen, berichtet Bisky. Netzwerke spielen dabei eine entscheidende Rolle, und zwar sowohl die Netzwerke der neuen Medien, in denen die digitalen Bohemiens produzieren,

als auch das soziale Umfeld. Bisky lobt die treffenden Beobachtungen, die Friebe und Lobo über die Szene der Blogger und Gamer anstellen, und verübelt ihnen auch nicht, dass sie sich davor drücken, die Boheme auf einen klaren Begriff zu bringen. Schwerer wiegt für ihn, dass der Erfolgsmaßstab für die digitalen Produkte der neuen Bohemiens die Beachtung bleibt, die sie in den etablierten, überkommenen Medien fänden. Wenn für Bisky nach der Lektüre auch Fragen offen bleiben, ist er doch von dieser Schilderung eines neuen Lebensentwurfs ganz angetan.

Rezension der Frankfurter Rundschau:

Festanstellung verblödet Ein Lob der "digitalen Bohème"

von Lenz Jacobsen

Während der akademische Nachwuchs über schlecht bezahlte Praktika und prekäre Beschäftigungsverhältnisse jammert, bejubeln Holm Friebe und Sascha Lobo das Ende der Angestelltengesellschaft. Wir nennen es Arbeit. Die digitale Bohème - intelligentes Leben jenseits der Festanstellung lautet der Titel ihres Buchs, mit dem sie eine neue Form der intelligenten, webbasierten Arbeit ausrufen.

Die Kernthese ist recht simpel: Die Festanstellung ist die Hölle und dank des Internets lässt es sich auch auf eigene Faust ganz gut leben. "Sobald die Tinte unter dem Festanstellungsvertrag getrocknet ist, beginnt ein schleichernder Prozess der strukturellen Verblödung", schreiben die Autoren über den Horror der Angestelltengesellschaft. Dagegen setzen sie das Bild vom selbstbestimmten Netzwerker, der mit vielen eigenen Projekten zwar nicht die Sicherheit und den Komfort eines Vollzeitjobs genießt, aber in seiner Arbeit zumindest nicht fremdbestimmt ist. Es sei möglich, so die Autoren "nicht zu verhungern, während man das tut, was man am liebsten tut".

Eine schöne Vision, die aber eines riesigen theoretischen Unterbaus bedarf. So eröffnen die beiden im ersten Teil des Buches ein wahres Zitatfeuerwerk: Sie prophezeien mit Richard Florida den Aufstieg der kreativen Klasse, analysieren mit Pierre Bourdieu und Jeremy Rifkin den Zustand der Arbeitsgesellschaft, erkunden mit Honoré de Balzac die Geschichte der Bohème und philosophieren mit Niklas Luhmann über Subkultur. Im Hintergrund drängen sich die unvermeidlichen Fußnotenkönige Marx, Adorno und Diedrich Diederichsen. Das lässt sich alles gut lesen, bleibt aber doch Zitat.

Richtig spannend wird es erst, wenn Friebe und Lobo sich der "Mikroökonomie" des Web

2.0, der "Währung Respekt" und "Aufmerksamkeitsströmen" widmen. Sie berichten von Online-Spielen, in denen sich neue virtuelle Geldwirtschaften entwickeln. Sie geben Einblicke in die Welt von MySpace und YouTube, die sie auch als riesige Selbstvermarktungsplattformen verstehen. Dank der nicht-hierarchischen, assoziativen Strukturen des Netzes könne man auch ohne Kapital, nur mit einer guten Idee, schnell viel Aufmerksamkeit gewinnen, die sich irgendwann in Geld ummünzen ließe.

Ähnlich wie das Web selbst funktioniere auch die "digitale Bohème": Sie bildet riesige Netzwerke, deren Schmierstoffe eben "Aufmerksamkeit" und "Respekt" sind. Sie findet sich in losen Projekten zusammen, die nicht unbedingt erfolgreich, aber immer kreativ sein müssen. Irgendwann, so die etwas diffuse Hoffnung der Autoren, werde sich das ganze Bloggen, Flickern und Verlinken schon auszahlen, spätestens, wenn es die Laptop-Generation in die Chefetagen geschafft hat. Und wenn nicht, dann lebt es sich als armer, aber selbstbestimmter Internet-Poet immer noch glücklicher als in der Tretmühle großer Unternehmen.

Friebe und Lobo geben selbst das beste Beispiel für digitale Bohémiens ab: Die beiden gehören der "Zentralen Intelligenzagentur" (ZIA) an, einem Zusammenschluss freier Kreativer, die mit "Agenten" und "inoffiziellen Mitarbeitern" operiert. Außerdem betreiben sie das Weblog "riesenmaschine", das erst kürzlich mit den Grimme Online Award ausgezeichnet wurde. Zwischendurch schreiben sie für Zeitungen und Magazine oder basteln an Web- und Werbeauftritten. Genug Zeit zum Feiern bleibt trotzdem. Für den Spiegel-Chefpatrioten Matthias Matussek ist Holm

Friebe gar "der König der Berliner Nachtszene".

Ob das Leben als digitale Bohème, von dem Lobo hofft, "dass es für mehr als 17 Leute in Berlin-Mitte attraktiv ist", wirklich so glücklich macht, darf allerdings bezweifelt werden.

Die Bloggerin und Chefredakteurin des Berliner Zitty-Magazins Mercedes Bunz zumindest

malte im Februar dieses Jahres unter dem Titel "meine Armut kotzt mich an" ein viel düsteres Bild. Die digitale Bohème ist für sie nur das unterbezahlte Fußvolk der Kulturwirtschaft, Opfer von prekären Arbeitsverhältnissen und der allgemeinen Jobmisere. Selbstbestimmung hin oder her - solange niemand die "diffuse Kreativität" bezahlt, bleibt der digitale Bohémien bloß ein "urbaner Penner".



Holm Friebe / Sascha Lobo:

Wir nennen es Arbeit. Die digitale Bohème oder: Intelligentes Leben jenseits der Festanstellung.
Heyne, München 2006, 303 Seiten, 17,95 Euro.

Die um die Publikation sich entspannenden Aktivitäten und Diskussionen werden dokumentiert unter der Internetadresse www.WirnenenesArbeit.de

Der kleine Berufsberater

Der Eichborn-Verlag, bekannt für manch unkonventionelle Buchpublikation, hat ein Bändchen herausgebracht, dessen Eigenheiten wohl am besten direkt aus dem im Folgenden dokumentierten Geleitwort des Autors herausgelesen werden kann. Dass das Spaß macht und nicht ganz Ernst gemeint ist, das ist der Nutzen Numero 1. Und Numero 2? In wie vielen Köpfen unserer Rat Suchenden sollten wir wohl ähnliche Rahmenmotive aus der Welt der Alltagsweisheit vermuten – und in unseren Gesprächen mit berücksichtigen?



Geleitwort von Thomas Gsella

Im September 2005 offerierte mir die Redaktion des Magazins der „Süddeutschen Zeitung“ eine wöchentliche Reimgedichtkolumne mit dem Titel „Berufsbeschreibungen“, und ich sagte zu. Das Honorar erschien mir sofort anständig, sofort fielen mir auch neun unterschiedliche Berufe ein, und da ich sicher war, es mit Hilfe arbeitender und daher kundiger Freunde leicht auf fünfzig zu bringen, wähnte ich das erste Jahr quasi im Kasten. Ich konnte ja nicht ahnen, dass die SZ-Magazin-Leser/innen mir einen derart bezaubernden Strich durch die Rechnung ... – aber eins nach dem andern.

Gereimte Berufsbeschreibungen: Mussten es nicht Hohelieder werden auf die menschliche Arbeit? Preisgesänge auf die Buntheit und Vielgestalt der Berufe sowie die Kraft und unerschöpfliche Weisheit der sie Ausübenden? Aber ja! Noch am Tag des Telefonats verfasste

ich ein halbes Dutzend erster Versuche, die mir gleich rundweg gefielen, obwohl sie mich eher hätten misstrauisch machen müssen – sah ich statt Preisgesang doch nichts als klischeesatte Anklage, haltlosen Quatsch, mutwilligste Übertreibung, freieste Komik und schärfste Satire, dazu Schmähgedichte der schmachlichsten Art!

Doch nicht der Teufel hatte mir ins Handwerk gepfuscht, sondern sein ewiger Widersacher. Ja, Gott selbst musste meinen Mut gestärkt, mein Hirn geleitet und meine Feder geführt haben. „Es gibt keinen wahren Beruf im Falschen“ – steht diese ca. zweimillionste Adorno-Adaption nicht schon in der Bergpredigt? Und das elfte Gebot: „Ihr sollt nicht einführen die industrielle Arbeitsteilung, denn siehe, sie wird euch vernichten an Geist und Seele und zu kritischsten Reimen ermuntern all jene, die guten Willens sind. So sollt ihr morgens Fi-

schers sein und mittags Postbote und Quantenphysiker; abends aber möget ihr weiterhin ein bildschönes Gegengedicht schreiben“ – lesen wir's nicht im 2. Buch Mose? Nein, auch nicht?

Doch, lesen wir wohl. Beweis: Genau so kam es. Kaum hatte ich, also Gott, die erste Berufsbeschreibung drucken lassen, hagelte es Einsprüche seitens der SZ-Magazin-Leser. Aber keine gepeinigten und peinlichen Wutausbrüche musste ich lesen, keine von Empörung zerrissene Prosa, sondern – vollendete Gegengedichte; und das hatte ich, wenn auch erhofft, so doch keineswegs erwartet. Zwar gibt es, neben den feiernden „Gedichten über“ das Leben und die Liebe, seit jeher die leidenden „Gedichte gegen“: Tod und Teufel, List und Lüge, Macht und Mord, Hof und Hoffart, Kirche, Kapital und Krieg; und auch gegen Gedichte wurde und wird gedichtet: Heine gegen Goethe, Brecht gegen Rilke, Grünbein gegen Allert-Wybranietz... Da freilich rieben und reiben sich beruflich Dichtende, es ging und geht um Generation und Haltung, um Rebellion und Revier.

Mir auf den Pelz rückten aber selbstausweislich Laien, Menschen also, die mit voller Lust und Absicht ganz anderen Berufen als dem des Dichters nachgehen und eben darum derart engagiert, ja enragiert zurück- und gegendichteten, was mich bis heute doppelt freut: Beweist es doch, dass das Reimgedicht auch jenseits von Wochenendbeilage, Rap oder Poetry Slam keineswegs out oder gar tot, sondern quicklebendig und aber so was von in ist, dass diese belämmerte Prosazerhackerlyrik – aber zurück zur Freude! Offenbar gibt es, so durfte ich feststellen, weiterhin hinreichend gesittete Leser, die auf Prosa mit Prosa, auf Reimdichtung aber selbstverständlich mit Reimdichtung zurückfeuern; offenbar gibt es, so durfte ich zweitens feststellen, weiterhin so viele verborgene Dichter wie Schubladen; und offenbar, so musste ich drittens feststellen, verstehen sich erstere auf Komik und vierhebigen Jambus teils fast ja noch besser wie ich! Der Lehrer zum Beispiel! Kaum drei Stunden nach Erscheinen von Gottvaters, also meinem gleichnamigen Gedicht leitete die Redaktion des SZ-Magazins das erste Gegengedicht an

mich weiter: „Der Schreiber“. Es stammte vom Lehrer G. aus K. und begann so:

*Der Schreiber
Der Schreiber steht um neun Uhr auf
Und schreibt vier Stunden Scheiße*

Und just so weiter.

Einige Wochen später suchte ich das Wesen der Hausfrau zu würdigen – eines Berufs, den die deutschsprachige Dichtung, sieht man vom Biedermeier ab, ausgesprochen stiefmütterlich behandelt hat. Ein endgültiges Hausfrauengedicht muss her!, rief ich mir zu, schrieb es, war's zufrieden, las es in der Zeitung – und wurde von den wiederum schnurstracks eintreffenden Gegengedichten zutiefst beschämt. Wie ungerecht ward meine Ode empfunden! Und wie miserabel hatte ich in der Tat recherchiert!

*Bereits um zehne steht sie auf
Und muss gleich nach dem Brunchen
Und noch im selben Schichtverlauf
Vier Gurkenmasken panschen*

Die Wirklichkeit, so wurde ich belehrt, sah wieder einmal völlig anders aus:

*Bereits um sechs Uhr steht sie auf
Kümmert sich ums Wohlergehen aller
im Haus
Drei mal Treppab Treppauf
Bis alle aus dem Bette raus*

Ich möge doch, so las ich, von meiner offenbar recht zweischneidigen Haushaltskraft doch bitte nicht auf alle schließen:

*Drum nun mein Rat dem „schöne Reime“-Sohn:
Tausch aus die Frau und folgerichtig
auch den Ton!*

Dass Hausfrauen noch beim Dichten praktisch denken: hätten Sie's gewusst? Ich jedenfalls gehorchte, ließ mich scheiden, kaufte mir eine neue, und siehe da: Es wurde besser. Nicht bei mir daheim, im Gegenteil; doch die Flut der

Gegengedichte schwoll nun mit jeder Woche an. Was anfangs Rinnsal gewesen war, ward Bach und Fluss, weitete sich zu einem reißenden Strom, trat schließlich über die Ufer, drohte das Land der Dichter und Gegendichter zu verschlingen und wurde irgendwann auch der Redaktion des SZ-Magazins so heiß, ja mysteriös, dass sie mich nach Folge 23 panisch feuerte.

Dabei war mein damals letztes Gedicht „Der Zahnarzt“, bemessen an der Stärke der Resonanz, das schönste oder zumindest trefflichste:

*Er ähnelt nicht dem zarten Reh,
Er ähnelt der Hyäne.
Mit Freuden tut er Kindern weh
Und zieht gesunde Zähne.*

*Er bohrt hinein mit solcher Wut
Da bleibt uns nur das Beten.
Der Zahnarzt ist ein Tunichtgut
Mit viel zuviel Moneten“.*

Auch hier schien ich die Wahrheit erneut mehr gestreift als gespiegelt zu haben; viele Zahnärzte waren gar so entschieden anderer Ansicht, dass sie das Reimen völlig vergaßen und mir ihr blankes Entsetzen in blanker Prosa übermittelten.

Zwei formschöne Reimantworten gab es aber doch, wenn auch von Berufsfremden. So bot ein Rechtsanwalt der SZ-Redaktion an, „die berufsständische Vertretung der Zahnärzte in Deutschland“ zu informieren, doch das müsse nicht sein: wenn nämlich sie, die Redaktion, seine, des Anwalts, Gegendarstellung drucke. Sie, die Redaktion, tat es nicht, was ich, der Angsthase, bis heute bedaure: Zum einen wurde die berufsständische Vertretung der Zahnärzte informiert; in einer berufsständischen Zeitschrift erschien ein Artikel, in dessen Folge mir ein aufgewühlter Zahnarzt brieflich versicherte, dass er, führte mich das Schicksal einst in seine Praxis, mir durchaus mit gleicher Münze heimzuzahlen gedenke! Hilfe!

Zum andern entging den SZ-Magazin-Lesern ein letztes hervorragendes Gedicht, das mit den Zeilen

*Der Zahnarzt hat in meinem Leben
Mir Hilfe, Heilung, Kraft gegeben.
Besiegt den Schmerz aus Wurzels Tiefe
Und bietet auch Alternative*

schon sehr gut anhub und, ich schwöre, später gar noch besser wurde. Aber lesen Sie auch dieses unverwechselbare Stück doch selbst.



Thomas Gsella:
Der kleine Berufsberater
96 S., gebunden mit Illustrationen,
Eichborn, 2007
ISBN 3-8218-6017-0
9.95 EUR

Zeitschrift für Beratung und Studium (ZBS)

Handlungsfelder, Praxisbeispiele und Lösungskonzepte

Quelle: *UniversitätsVerlagWebler*

www.universitaetsverlagwebler.de/ZBS.html

Zielgruppe:

Beratende in den diversen Beratungsfeldern in studienvorbereitenden Bereichen sowie im Hochschulsektor, Hochschulforscher, Entscheidungsträger im Hochschulbereich (Allgemeine/Zentrale Studienberatung, Psychologische und Psychologisch-Psychotherapeutische Beratung, Career Service, akademische und studentische Studienfachberatung, Studiendekane, Studierendenvertretungen, Sozi-

alberatung, Behindertenberatung, Beratung von ausländischen Studierenden, Akademische Auslandsämter, Hochschulteams der Agentur für Arbeit, Lehrer an Schulen mit Beratungsaufgaben; außerdem Hochschulleitungen, Hochschulabteilungen für Lehre und Studium, Institute für Hochschulforschung, Hochschulministerien, Hochschul- und Landesbibliotheken).

Ziel:

Bisher gibt es im deutschsprachigen Raum keine Zeitschrift zu diesem Themenfeld. Die ZBS will einerseits die Forschung über Studierende und deren Beratung bündeln und andererseits Beratungserfahrungen mit der Forschung rückkoppeln. Die Zeitschrift soll zum Forum des Austausches von Forschungs- und

Entwicklungsergebnissen, Veränderungsstrategien, praktischen Erfahrungen, Beratungskonzepten, Ideen und Anregungen, der Entwicklung gemeinsamer Standards auf den diversen Beratungsgebieten werden und damit zur Optimierung der Beratungsarbeit beitragen.

Konzept:

Die ZBS berichtet über Studierende, deren Beratungsbedürfnisse, über Studierfähigkeit und Studierhindernisse und vermittelt Konzepte zum erfolgreichen Studieren. Sie versteht sich als Zeitschrift für Beratende, also für die Arbeitsebene der Beratung, aber mit solider Fundierung in der Forschung. Sie will neue Informationen aus der Forschung über den Beratungsbedarf von Studierenden, auch der

ausländischen Studierenden, neue Beratungs-ideen und -modelle und Ergebnisse über die Wirksamkeit von Beratung bringen. Die Zeitschrift wird gegliedert in die Sparten: a) Beratungsforschung, b) Beratungsentwicklung/-politik, c) Anregungen für die Beratungspraxis/Erfahrungsberichte. Daneben gibt es weitere Sparten wie z.B. Rezensionen, Mitteilungen/Berichte und Interviews.



Die seit 2006 erscheinende Zeitschrift trägt die ISSN 1860-3068.

Unter der Internetadresse www.universitaetsverlagwebler.de/ZBS.html können auch die Inhaltsverzeichnisse der sieben bisher erschienenen Ausgaben eingesehen werden. Sie umspannen einen weiten inhaltlichen Horizont von „Einflussfaktoren der Studienentscheidung“ über „Welche Beratung braucht der Bachelor?“ bis zu „Professionalisierungsproblemen Allgemeiner Studienberatung“

Pressemeldungen

Quelle: Berliner Zeitung vom 28. August 2007
www.Berliner-Zeitung.de

Begabung IQ-Test vor der Hochschultür

Von Torsten Harmsen

Wer heimst das meiste Geld ein? Wer hat das beste Image? Wer lockt die meisten Studenten an? Diese Fragen beschäftigen die deutschen Unis im Elite-Wettstreit. Das damit verbundene Brainstorming gebar schon viele schöne Ideen. Hochschulen im Osten Deutschlands legen zum Beispiel kleine Leimruten aus, um in Zeiten allgemeinen Abwanderns Studenten zu gewinnen. So wartet auf die Erstsemester in Eberswalde ein Begrüßungsgeld, in Magdeburg ein Gutschein-Paket, in Schmalkalden freies Parken. Da ist sicher noch vieles drin: von der Sauna-Jahreskarte bis zum Drachenfliiegerwochenende.

Wie aber gewinnt man nicht nur irgendwelche, sondern die besten, talentiertesten Studenten? Diese Frage stellen sich Unis, die ansonsten nicht über Bewerbermangel klagen müssen, vor allem im Westen Deutschlands. Die tollste Idee hatte - wie soeben vermeldet - die Uni Freiburg. Sie erlässt jedem Bewerber, der einen Intelligenzquotienten (IQ) über 130 hat, die Studiengebühren. Dabei soll ein Nachweis des Hochbegabtenvereins Mensa gelten. Man erwartet sich einen Hauch von Genialität in den Uni-Fluren. Der Prorektor schwärmt: Hochbegabte Mitstudenten in Seminaren neben sich sitzen zu haben, das sei ein Geschenk des "Bildungsabenteuers Universität".

Auch die Uni Konstanz erlässt Studenten die Gebühren, wenn sie etwa ihr Abitur an einer Hochbegabtenhochschule abgelegt haben.

Abgesehen davon, dass eigentlich soziale Gründe bei der Befreiung von Studiengebühren zählen sollten, stellt sich die Frage: Was soll das Ganze überhaupt? Wird künftig ein IQ-Test an Unis zur allgemeinen Aufnahmeprüfung gehören, um ja keinen Hochbegabten zu verpassen? Werden Studiengebühren künftig nach dem IQ abgemessen: Wer "minderbegabt" ist, muss das Doppelte zahlen, damit die Uni auf die geplanten Einnahmen kommt?

Vielleicht will Freiburg sein Image mit einem hohen Durchschnitts-IQ der Studenten aufpolieren. Vielleicht sollen die Hochbegabten ja auch jene Qualitätserhöhung bringen, die die Uni selbst offenbar nicht leisten kann. Denn diese wirbt sie zwar mit finanziellen Anreizen, nicht aber mit der Qualität ihrer Lehre, mit guter Betreuung oder erstklassigen Bibliotheken.

Angesichts der Hoffnungen auf die belebenden Impulse durch Hochbegabte raten Kritiker zur Vorsicht: Das Ergebnis eines IQ-Tests hänge oft von der Tagesform des Getesteten ab, sagen sie. Es teile nichts über dessen Motivation, Persönlichkeit, Neigungen oder einen möglichen Studienerfolg mit.

Wenn man also gute Studenten fördern will, dann aufgrund wirklicher Leistungen. So wie es die Uni Mannheim tut. Sie zahlt den jeweils Besten ihrer Fächer ein Stipendium.

Gesucht: Brummifahrer

Speditionen können ihren Bedarf nicht decken

Quelle: *Rotenburger Rundschau* vom 11. Juli 2007
www.Rotenburger-Rundschau.de

„Unser Gewerbe sucht aktuell und mittelfristig mehr als 100.000 Kraftfahrer. Die Lage ist dramatisch!“, sagt ein Spediteur aus dem Raum Rotenburg. Der Hilferuf stammt aus einem Gespräch, zu dem sich kürzlich elf Vertreter des Speditions-, Logistik- und Gütertransportgewerbes mit Vertretern der Arbeitsagentur Rotenburg zusammengefunden hatten.

Um den akuten Arbeitskräftebedarf dieser Branche zumindest teilweise abdecken zu können, hat die Agentur für Arbeit Rotenburg seit Mitte 2006 zwei Qualifizierungsmaßnahmen für Kraftfahrer mit insgesamt 45 Teilnehmern eingerichtet. Sie hätten nach oder schon im Verlauf der Fortbildungen einen entsprechenden Arbeitsplatz gefunden, so die Agentur.

Außerdem sei 35 Arbeitslosen der Erwerb von Lkw-Führerscheinen und sonstigen Berechtigungsscheinen (etwa für den Transport von

Gefahrgütern) ermöglicht worden, berichtet das Arbeitsamt. Damit hätten diese Menschen ebenfalls eine feste Anstellung erhalten.

Als eine weitere Qualifizierungsmöglichkeit für in den Betrieben Beschäftigte bietet die Agentur für Arbeit den Unternehmen eine Förderung nach den sogenannten Wegebau-Programm. Es wendet sich an gering qualifizierte oder ältere Arbeitnehmer.

Wichtigstes Ergebnis des Gesprächs mit den Speditoren ist laut Arbeitsamt die Erkenntnis, dass der enorme Bedarf an Kraftfahrern langfristig nur durch eine mehr Erstausbildungen zum Berufskraftfahrer abgedeckt werden kann. Die meisten der anwesenden Unternehmer würden hierfür die nötigen Stellen einrichten. Es sei jedoch dringend notwendig, das Image des Kraftfahrerberufes als interessanten, modernen Beruf mit guten Beschäftigungschancen zu verbessern.

Ausbildung

Altbewerber haben geringere Chancen

Quelle: *Die Welt* vom 11. Juli.2007
www.Welt.de

Der Aufschwung ist da, die Zahl der Lehrstellen steigt. Doch Altbewerber haben immer noch geringe Chancen auf einen Ausbildungsplatz. Eine neue Studie belegt: Jugendliche aus früheren Abiturjahrgängen profitieren nicht vom Aufschwung.

Der Aufschwung ist da, die Zahl der Lehrstellen steigt - doch Altbewerber haben es noch immer auf dem Arbeitsmarkt sehr schwer. Laut einer der WELT vorliegenden Studie des Bundesinstituts für Berufsbildung (BIBB) ist

die Zahl der Bewerber aus früheren Schulentlassjahren zwischen 1999 und 2006 von rund 317.000 auf rund 385.000 gestiegen. Gemessen an der Gesamtzahl der Bewerber erhöhte sich die Altbewerberquote in diesem Zeitraum von 39,5 Prozent auf 50,5 Prozent.

Von der Warteschleife in den Traumjob Studie belegt: Streetworker sind nützlich "Ohne Streetworker wären viele von uns im Knast" Als Altbewerber bezeichnet die Bundesagentur für Arbeit (BA) diejenigen Lehrstellen-

Suchenden, die aus früheren Schulabsolventen-Jahrgängen stammen und zwar unabhängig davon, ob sie sich früher schon einmal beworben haben oder nicht.

Insgesamt ist die Zahl der Altbewerber in Westdeutschland (rund 275.000) höher als in den neuen Ländern (rund 110.000). Mit Blick auf die Gesamtzahl der Jugendlichen, die eine Lehrstelle suchen, verzeichnet der Westen (49,2 Prozent) allerdings einen niedrigeren Anteil an Altbewerbern als der Osten (49,2 Prozent). Festzustellen lässt sich überdies ein Nord-Süd-Gefälle: Besonders gravierend ist die Situation in den Stadtstaaten Hamburg, Bremen und Berlin. Dort reichen die Quoten an die 70 Prozent heran.

Niedriges Bildungsniveau

Der Studie zufolge haben viele Altbewerber ein niedriges Bildungsniveau: Im vergangenen Jahr betrug der Anteil der Hauptschüler 40,2 Prozent; 8,5 Prozent hatten gar keinen Abschluss. Mehr als die Hälfte der Bewerber aus früheren Schulentlass-Jahrgängen verfügte über einen mittleren Bildungsabschluss, wobei der Anteil der Jugendlichen mit Abitur zwischen 1999 und 2006 von 17,2 Prozent auf 12,7 Prozent zurückgegangen ist. Im selben Zeitraum blieb die Quote der Schüler mit Mittlere Reife indes konstant (37,8 Prozent). Das Fazit der Experten: Je niedriger der Schulab-

schluss, desto höher die Chance zu den Altbewerbern zu zählen. Schlagworte
Ausbildungsplatz Jugendliche Arbeitsmarkt Job-Starter Bildungsniveau Angesichts der schwierigen Lage für Jugendliche mit niedrigem Bildungsniveau spricht sich Unionsfraktionsvize Katherina Reiche (CDU) für eine grundlegende Reform der dualen Ausbildung aus. Reiche zufolge stehen von insgesamt 340 Ausbildungsberufen nur etwa 20 Prozent für Hauptschüler offen. "Der Anteil muss ausgeweitet werden, sonst haben es Hauptschüler auf dem Lehrstellenmarkt weiter schwer", sagte die Bildungspolitikerin der WELT. Außerdem schlug sie die Einführung von zertifizierten Ausbildungsbausteinen vor, um benachteiligten Jugendliche den Einstieg in eine Lehrstelle zu erleichtern. Eine allgemeine Senkung des Ausbildungsniveaus, wie sie von den Gewerkschaften gefordert wird, lehnte Reiche ab.

Die Bundesregierung stockte inzwischen das Programm "Job-Starter" um 25 Millionen Euro auf 125 Millionen auf, um die Lage auf dem Lehrstellenmarkt zu entspannen. Außerdem fördert sie 22.000 Lehrstellen mit dem Bundesländer-Ausbildungsprogramm-Ost. Nach Einschätzung von Reiche gibt es in Deutschland noch immer zu viele Unternehmen, die keine Ausbildungsplätze anbieten. "Gerade bei deutsch-türkischen Unternehmen sehe ich noch ein beträchtliches Lehrstellen-Reservoir", sagte Reiche.

Veranstaltungshinweise

Professionelle Arbeit in der Bildungs- und Berufsberatung braucht die ständige Fortbildung in einem breiten Spektrum methodischer, wirtschafts- und berufskundlicher sowie bildungs- und sozialpolitischer Themen. Deshalb sollen

entsprechende Veranstaltungshinweise besonders auch hierfür Anregungen geben. Auch hier – wie in allen anderen Rubriken der iBB – sind Hinweise und Beiträge aus der Leserschaft herzlich willkommen. (K.K.)

12. bis 14. September 2007 in Düsseldorf

5. BIBB-Fachkongress

„Zukunft berufliche Bildung: Potenziale mobilisieren – Veränderungen gestalten“

17. bis 18. September 2007 in Bonn

Gemeinsame Tagung des IAB und des BIBB:

**Methodische Ansätze und Reichweite von langfristigen Qualifikationsprognosen
- Möglichkeiten der Weiterentwicklung –**

- Inhalt:** Projektionen zur künftigen Qualifikationsentwicklung bilden in vielfacher Hinsicht eine Grundlage für Wissenschaft und Politik. Die Tagung soll vor allem alternative Ansätze der internationalen Forschung auf dem Gebiet von Qualifikations- oder Berufsprognosen diskutieren. Erfahrungen anderer Länder auf diesem Gebiet sollen hinsichtlich Machbarkeit und Forschungsansatz nutzbar gemacht werden. Die Aktualität dieses Themas wird durch die seit einiger Zeit geführte Diskussion hinsichtlich eines bereits bestehenden bzw. in Zukunft zu erwartenden Fachkräftemangels offensichtlich.
- Termin:** Montag, 17. September 2007, 13:00 Uhr, bis Dienstag 18. September 2007, 14:30 Uhr
- Ort:** Bundesinstitut für Berufsbildung, Robert-Schuman-Platz 3, Bonn, Saal 5.211

16.-18. November 2007 in Berlin

Jahrestagung des Deutschen Verbands für Bildungs- und Berufsberatung unter dem Motto „Ruf-Beruf-Berufung“

- Inhalt:** Am Freitagabend Beginn mit einer Galerie von „Berufenen“. Am Samstagvormittag wird es eine Mitgliederversammlung mit Neuwahlen, aber auch verschiedene, sehr interessante Workshops geben. Der Abend gehört dem einmaligen Beraterkabarett *LosBestBerados*. Für den Vortrag am Sonntagmorgen gelang es, Fritjof Bergmann mit dem Thema „Neue Arbeit - Weg zu einer menschenhebenden Kultur“ zu gewinnen. Ein spannendes Programm und trotzdem Zeit, sich kennen zu lernen oder wieder zu sehen. Auch Nichtmitglieder

sind herzlich willkommen! Die Anmeldung ist ab sofort und bis zum 15. September möglich.

Termin: Freitag, 16. November 2007, 18:00 Uhr bis Sonntag, 18. November 2007, 13:00 Uhr

Ort: Berlin-Schlachtensee

weitere Details unter: www.dvb-fachverband.de/downloads/JAT%202007%20komplett.pdf

23.-24. November 2007 in Mainz

Die Zukunft der Beratung – zur gesellschaftlichen Bedeutung von Beratung
Tagung

Veranstalterin: DGfB – Deutsche Gesellschaft für Beratung e.V.

Termin: Freitag, 23. November 2007 bis Samstag, 24. November 2007

Ort: Mainz

Impressum

verantwortlich im Sinne des Presserechts:
Karl-Heinz P. Kohn

Adresse der Redaktion:
iBB-Redaktion@KOHNPAGE.DE

Die Zeitschrift wird kostenlos als PDF-Dokument zur
Verfügung gestellt.

Die Anmeldung zum Abonnement kann durch eine
E-Mail (auch leer) an folgende Adresse erfolgen:
iBB-Zeitschrift-subscribe@yahoogroups.de

Am 30. August 2007 verzeichnen die *iBB*

1.178

Abonnentinnen und Abonnenten,

Die Einsendung von Beiträgen ist willkommen.
Veröffentlichung vorbehalten.

Die *iBB* sind eine ehrenamtliche Dienstleistung für
Beraterinnen und Berater.
Honorar kann deshalb nicht gezahlt werden.

Bei Leserbriefen geben Sie bitte an, ob Sie mit einer
Veröffentlichung einverstanden sind.

Die dokumentierten Beiträge geben nicht immer die
Position der Redaktion wieder. Für die Inhalte tragen
die Autorinnen und Autoren und die zitierten Medien
die Verantwortung.

Leider kann es aus redaktionsökonomischen Gründen
nicht durchgängig gelingen, alle dokumentierten Bei-
träge an die aktuelle deutsche Rechtschreibung anzu-
passen. Die *iBB* appellieren an alle Autorinnen und Au-
toren, im Interesse unserer Kinder die bildungsbürger-
lich eingebaute Abendlandskritik abzulegen und die ak-
tuelle Rechtschreibung zu erlernen und anzuwenden.

Die *iBB* im Internet:
www.Kohnpage.de/iBB

Die *iBB* sind eine Reaktion auf die be-
drohlich schwindenden Ressourcen,
die von der öffentlichen Hand für die
Bildungs- und Berufsberatung zur Ver-
fügung gestellt werden. Um etwas mehr gegen
diese Bedrohung und für eine weiterhin enga-
gierte Beratung jugendlicher und erwachsener
Berufswähler zu tun, empfiehlt die Redaktion
die Mitgliedschaft und Mitarbeit im *dvb* –



*Deutscher Verband für Bildungs- und Be-
rufsberatung e.V.* Dieser Interessenver-
band wurde vor 50 Jahren gegründet.
Vielleicht war er nie so wichtig wie heute.



Über die umfangreiche Arbeit der
Kolleginnen und Kollegen im *dvb*
kann man sich im Internet informie-
ren unter:

www.dvb-Fachverband.de .